Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 114 (1994)

Artikel: Türkischrot : eine verschwundene Industrie
Autor: Sulzer, Klaus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985317

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DR. KLAUS SULZER

Türkischrot – eine verschwundene Industrie

Inhalt:

1. Die stadtzürcherischen Betriebe S. 178. 1.1 Die Zellersche Rotfarb im Drahtschmidli in Unterstrass S. 178. 1.2 Rudolf Zeller im Stampfenbach S. 184. 1.3 Christoph Zeller in der Walche S. 186. 1.4 Staub & Cie. in Wollishofen S. 190. 1.5 Caspar Markwalder und Jean Hanhart-Solivo in Dietikon S. 193.
2. Die Winterthurer Betriebe S. 199. 2.1 Gebrüder Geilinger in Töss S. 199. 2.2 J. Ziegler & Cie. in Neftenbach S. 204. 2.3 Die Rotfärberei von Heinrich & Jacob Sulzer z. Adler in der Schleife S. 212.
3. Die Thurgauer Betriebe S. 214. 3.1 Heinrich Sulzer in Aadorf S. 214. 3.2 Gebrüder Greuter & Rieter in Frauenfeld S. 217.
4. Die Glarner Betriebe S. 221. 4.1 Egidius Trümpy & Cie., Glarus S. 221. 4.2 Leuzinger & Cie. und Felix Weber, Netstal S. 224. 4.3 Joh. Caspar Tschudi, Schwanden S. 225.
5. Die St. Galler Betriebe S. 230. 5.1 Die Rotfarb von Johannes Hürlimann in Rapperswil S. 230. 5.2 Jean Séquin und seine Nachfolger in Uznach S. 233. 5.3 Michael Séquin in Rapperswil S. 238. 5.4 J. J. Kelly in Mettendorf S. 239. 5.5 Heinrich Henking in Blumenegg S. 242.
6. Anhang S. 246.

In seinem «historisch-geographisch-statistischen Gemälde» des Kantons Zürich von 1834 kommt Gerold Meyer von Knonau auch auf die damals sehr verbreitete Zeugdruckerei zu sprechen und fährt dann fort:

«Diesen Druckereien schliessen sich dann noch an 9 Türkenrot-Färbereien (diejenige des Herrn Jakob Ziegler-Steiner in Neftenbach ist die grösste in der Schweiz) [...]. Sie färben nicht nur für die inländischen Druckereien, sondern auch für die benachbarten Kantone und das Ausland»[1].

Es gibt heute wohl nicht mehr viele Leser, die mit der Bezeichnung «Türkenrot» etwas anzufangen wissen, indessen hat diese Industrie in der schweizerischen Textilwirtschaft des 19. Jahrhunderts eine markante Rolle gespielt. Das Türkischrotverfahren zeichnete sich dadurch aus, dass man damit rote Farbtöne von hervorragender Leuchtkraft und Echtheit erzielen konnte, und zwar zu verhältnismässig günstigen Preisen und auch auf der notorisch schwer färbbaren Baumwolle. Gegenüber der gewöhnlichen Krappfärberei, die nur stumpfe ziegelrote bis braune Töne von beschränkter Haltbarkeit ergab, und gegenüber dem teuren Cochenille-Rot, das nur in sparsamster Verwendung für ausgesprochene Luxusartikel in Frage kam, wies das Türkenrot entscheidende Vorteile auf. Zugleich sorgte die Schwierigkeit des Verfahrens dafür, dass die Produktion auf verhältnismässig wenige Betriebe beschränkt blieb, welche grosse Mengen von Tüchern verarbeiten konnten und frühzeitig auf mechanische Massenproduktion übergingen. Von den bei Meyer von Knonau erwähnten 9 Betrieben sind die meisten in der Folge wieder eingegangen. 1870 gab es im Kanton Zürich noch 3 Türkischrotfärbereien: Wollishofen, Dietikon und Neftenbach, wobei es keineswegs sicher ist, dass in Wollishofen damals noch rotgefärbt wurde. Ähnlich ging es mit den Unternehmungen, die im Anschluss an das zürcherische Vorbild in den Kantonen Glarus, Thurgau und St. Gallen entstanden waren. Von ihnen (ursprünglich einem knappen Dutzend) waren 1870 noch 4 vorhanden: Frauenfeld, Aadorf, Schwanden und Uznach.

Man muss beim Türkischrot sorgfältig zwischen Garn- und Stückfärberei unterscheiden. Die letztere war nach 1820 die grosse Wachstumsindustrie, aber die meisten Tücherfärbereien waren aus Garnfärbereien hervorgegangen, und in vielen Fällen wurden beide Sparten nebeneinander betrieben. Mit der Zeit setzte sich jedoch eine deutliche Trennung durch. Die Stückfärberei war technisch sehr anspruchsvoll und wandte sich an eine ganz andere Kundschaft, nämlich die Zeugdruckereien, während die Garnfärberei für die Buntweber und die Sticker arbeitete. Entsprechend der breiteren geographischen Streuung ihrer Abnehmer

[1] G. Meyer von Knonau, Der Kanton Zürich, St. Gallen und Bern 1834, S. 108.

blieb die Garnfärberei nicht auf die Ostschweiz beschränkt, sondern besass einen zweiten, bedeutenden Schwerpunkt im Aargau. Als wichtigste Türkischrot-Garnfärbereien sind zu nennen: A. F. Rickli in Wangen a. A., Gebr. Matter in Kölliken, J. R. Suter und A. Lüthy & Cie. in Zofingen, Gebr. Brunnschweiler in Hauptwil, Johannes Widmer in Güttingen, J.& H. Hess in Amriswil, Gebr. Leumann in Bürglen und Joh. Frei in Kappel[2]. Von allen diesen Firmen soll hier nicht gesprochen werden. Wir begnügen uns damit, einen Überblick über die wichtigsten Türkischrot-Stückfärbereien zu geben, wobei wir uns auf die 17 Betriebe konzentrieren, welche Jenny-Trümpy für den Zeitraum 1838–1860 feststellen konnte[3].

Während die Anfänge der Türkischrot-Garnfärberei bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen, entwickelte sich ein Markt für ganze Tücher erst, als Daniel Koechlin in Mülhausen 1809 den türkischroten Ätzdruckartikel erfand, der eine plötzliche Nachfrage nach roten Druckböden zur Folge hatte. Da der neue Artikel für die schweizerischen Zeugdrucker eine ideale Ergänzung ihres Produktionsprogramms darstellte, wurden von 1820 an systematische Anstrengungen unternommen, um die Versorgung mit roten Druckböden sicherzustellen, indem man eine leistungsfähige lokale Stückfärberei aufbaute. In der einschlägigen Literatur stösst man immer wieder auf die Behauptung, bei Rudolf Zeller im Drahtschmidli bei Zürich seien schon im 18. Jahrhundert ganze Tücher gefärbt worden, die dann von Esslinger im Hard mit schwarzen Mustern bedruckt worden seien. Das ist zwar möglich, aber wenig wahrscheinlich. Die sog. einfachen Merinos – rote Tücher mit schwarzem Aufdruck – sind nach unseren Feststellungen

---

[2] A. Jenny-Trümpy, Art. Baumwollindustrie in Reichesbergs Handwörterbuch (Sonderabdruck), Bern 1909, S. 41.

[3] Ebd. S. 46. Jenny-Trümpy hat diese Unternehmungen nicht namentlich aufgezählt, aber sie lassen sich anhand seiner übrigen Angaben unschwer identifizieren (da wir die Schleife in Winterthur gesondert behandeln, kommen wir auf 18 Betriebe). Anderseits ist die Liste nicht vollständig. Ausser Geilinger und Markwalder gab es noch andere kleine «Kattunfabrikanten», d. h. Indigodrucker und -färber, die in den 1830er Jahren versuchten, die Produktion des roten Artikels aufzunehmen. Zu nennen wären J. U. Wegmann in der Herzogenmühle bei Wallisellen (StAZ, O 38 d 3, fol. 60); Keller & Cie. in Grafstall bei Kempttal (StAZ, O 38 d 13, fol. 73); Georg Leemann in Wädenswil, später Richterswil (StAZ, O 38 d 9, fol. 199. Kaufmännische Gesellschaft Zürich, Bericht über Handel und Industrie 1882, S. 125. J. J. Treichler, Mitteilungen aus den Akten der zürcherischen Fabrikkommission, Zürich 1858, S. 44).

erst nach 1815, zusammen mit den «illuminierten» Merinos, d. h. den türkischroten Ätzdrucken, in Mode gekommen, und für das Färben von ganzen Stücken wären besondere Einrichtungen nötig gewesen, wie sie vor 1820 nirgends festzustellen sind. Wir werden darauf zurückkommen (unten S. 183).

Ihre starke Marktstellung verdankte die Türkischrotbranche dem Umstand, dass sie ein altertümliches Färbeverfahren mit einer modernen, teilweise mechanisierten Färbetechnik verband. Durch die Alizarinsynthese von 1868 wurde das Verfahren regelrecht revolutioniert und die Industrie einer ihrer Hauptstützen beraubt. Da sie mit weitgehend abgeschriebenen Produktionsanlagen arbeitete, konnte sie sich trotz ständig kleineren Margen noch einige Zeit halten, doch als der Erste Weltkrieg zu einer Verdoppelung des Lohnniveaus führte, vermochte sie die Mehrkosten nicht mehr auf ihre Kunden abzuwälzen, und die wenigen noch verbliebenen Betriebe stellten ihre Tätigkeit im Lauf der 1920er Jahre ein, mit der einzigen Ausnahme von Uznach, das rechtzeitig auf andere Artikel umgesattelt hatte.

Obwohl die Türkischrot-Industrie durch die technisch-wirtschaftlichen Umwälzungen der Jahre 1875–1925 völlig aus dem Markt geworfen wurde, kann man nicht sagen, dass sie von den Wirtschaftshistorikern vernachlässigt worden sei. Das Wesentliche, was über sie zu sagen ist, findet sich bereits in dem grundlegenden Artikel über die schweizerische Baumwollindustrie, den Adolf Jenny-Trümpy 1909 für Reichesbergs Handwörterbuch geschrieben hat[4]. Überdies gibt es eine Reihe von Monographien über einzelne Firmen[5] sowie unzählige Erwähnungen und Verweise in der lokalgeschichtlichen Literatur. Wir haben versucht, dieses weit verstreute und nicht immer leicht greifbare Material zusammenzufassen und bestehende Lücken nach Möglichkeit anhand der Versicherungsakten und Grundprotokolle auszufüllen. Grundlegend neue Einsichten haben sich dabei nicht ergeben, doch die Galerie

---

[4] Vgl. oben Anm. 2.

[5] A. Bürkli-Meyer, Zürichs Indienne-Manufaktur und Türkischrot-Färberei in früherer Zeit (ZTB 1881); Peter Tschudi, Hundert Jahre Türkischrot 1829–1928. Geschichte der Rotfarb und Druckerei Joh. Caspar Tschudi in Schwanden, Glarus 1931; Paul Oberholzer, Die Rotfarb Uznach, hundert Jahre im Besitze der Familie Hofmann, Uznach 1975; Norbert Hälg, Die Türkischrot-Druckerei im Mettendorf (Oberberger Blätter 1988/89); Klaus Sulzer, Vom Zeugdruck zur Rotfärberei. Heinrich Sulzer (1805–1876) und die Türkischrot-Färberei Aadorf, Zürich 1991.

von Unternehmerpersönlichkeiten und Fabrikanlagen, die wir dem Leser vorführen können, ist an sich interessant genug, um einen solchen Versuch zu rechtfertigen.

Wir beginnen unseren Rundgang mit der Stadt Zürich, schon im 18. Jahrhundert Standort einer leistungsfähigen Rotfärberei, welche die Toggenburger und Aargauer Buntweber mit roten Garnen versorgte und später beim Übergang auf die Stückfärberei eine Pionierrolle spielte. Während Jahrzehnten haben die Zellerschen Betriebe in Zürich-Unterstrass die Szene recht eigentlich beherrscht, doch ist es ihnen wie andern erfolgverwöhnten Unternehmungen gegangen: als eine Anzahl leistungsfähiger Konkurrenten auf der Bildfläche erschien und der Verdrängungswettbewerb immer schärfere Formen annahm, haben sie das Feld kampflos geräumt, und es blieben lediglich zwei kleinere Betriebe in der Nähe der Stadt übrig, Wollishofen und Dietikon.

Von 1820 an ging die Führung zunehmend an Winterthur über, das bei dieser Gelegenheit seine alten Beziehungen zu Mülhausen ausspielen konnte. Die Winterthurer Industrie begriff beizeiten, dass der Aufbau einer eigenen Türkischrotfärberei für die Ostschweizer Zeugdruckerei lebenswichtig war. Einige der besten Köpfe widmeten sich dieser Aufgabe und sorgten auch dafür, dass die Betriebe fortlaufend auf den neusten Stand der Technik gebracht wurden, während man in Zürich eher dazu neigte, sich mit dem Statusquo zufriedenzugeben.

Winterthurer Kapital und Initiative standen den beiden Rotfärbereien zu Gevatter, die in den 1830er Jahren auf Thurgauer Boden, in Aadorf und Frauenfeld, entstanden. Obwohl die Produktionsbasis sich im Kanton Thurgau befand, waren die beiden Betriebe absatzmässig und finanziell ganz auf Winterthur und seinen Gewebemarkt ausgerichtet.

Es folgt ein kleiner Abstecher ins Glarnerland, im 19. Jahrhundert unbestrittener Hauptstandort der schweizerischen Zeugdruckerei. Auch die Glarner interessierten sich am Anfang sehr stark für den roten Artikel und unternahmen energische Versuche, eine eigene Türkischrot-Industrie aufzuziehen. Doch das Interesse erlahmte, die meisten Drucker gingen zu den «weniger schwierigen und rascher zu produzierenden Druckartikeln» über[6], die andern zogen es vor, ihren Bedarf an roten Tüchern in Neftenbach, Aadorf und Uznach zu decken. Auf die Gründe werden wir zu sprechen kommen (unten S. 221). Eine einzige Unter-

[6] A. Jenny-Trümpy, a.a. O., S. 50.

mung, Schwanden, blieb allen Schwierigkeiten zum Trotz der Rotfärberei treu, wobei der Ausstoss aber erst nach 1850 grösseren Umfang annahm und auch dann hinter den Spitzenreitern deutlich zurückblieb.

Zum Abschluss sehen wir uns noch etwas im Kanton St. Gallen um, wo der Zeugdruck nie eine sehr bedeutende Stellung einnahm, sodass auch die Voraussetzung für eine lokale Türkischrot-Stückfärberei fehlte. Wenn sich trotzdem eine Anzahl einschlägiger Betriebe feststellen lassen, die wenigstens zeitweise rotgefärbt haben, so ist zu berücksichtigen, dass zwei von ihnen, Rapperswil und Uznach, Ableger der zürcherischen bzw. der glarnerischen Industrie waren und dank diesem Rückhalt eine gewisse Konstanz aufwiesen, während es sich bei den übrigen um mehr oder weniger ephemere Erscheinungen handelte.

1. Die stadtzürcherischen Betriebe

1.1 Die Zellersche Rotfarb im Drahtschmidli in Unterstrass

Der grosse Pionier der Türkischrotfärberei in der Schweiz war der einer alten zürcherischen Färberfamilie entstammende Heinrich Zeller (1746–1795)[7], dessen Name erstmals 1773 begegnet, als Hauptmann Hans Ulrich Knechtli von Hottingen die Regierung um die Erlaubnis ersuchte, «seine mit gutem Erfolg versuchte türkische Garnfärberei vollkommen einzurichten» und seine Ware selber, d. h. unter Umgehung des städtischen Handelsmonopols, in die Fremde zu versenden. Der Rat beauftragte das Kaufmännische Direktorium, einen Qualitätstest zu veranstalten, um herauszufinden, ob das von Knechtli gefärbte Türkischrot-Garn gegenüber dem aus dem Ausland bezogenen «Ordinari»-Garn und dem von «Herrn Zeller, dem Färber» gefärbten Garn die Probe aushalte[8]. Das Ergebnis der Untersuchung ist nicht überliefert, und auch von Knechtli ist in der Folge nicht mehr die Rede, dagegen tritt

[7] HBLS, Art. Zeller. H. Schulthess, Kulturbilder aus Zürichs Vergangenheit IV, Zürich 1949, S. 156 ff.

[8] Unterschreibermanual 1773, 17. 11. und 1774, 13. 4. (StAZ, B II 962, S. 170 und 964, S. 158). «Ordinari-Garn»: das per Post zum Färben nach Frankreich geschickte und von dort wieder zurückerhaltene Garn.

Heinrich Zeller zehn Jahre später erneut ins Blickfeld, indem er zusammen mit seinem Bruder Rudolf (1758–1832) am 9. Januar 1784 im Drahtschmidli in Unterstrass eine Juchart Rebland kaufte und darauf ein Wohnhaus mit angebautem Gewerbshaus errichtete[9]. Die Bezeichnung «Rotfarb» kommt in den Akten erst viel später (1841) vor, aber es ist kein Zweifel, dass der Betrieb von Anfang an zum Rotfärben, und zwar von Baumwollgarn, eingerichtet war. Nach Adolf Bürkli-Meyer arbeitete Heinrich Zeller als junger Mann in einer Seidenfärberei in Nîmes, lernte dort die Türkischrotfärberei kennen und half später mit bei der Errichtung einer Türkischrot-Garnfärberei bei Nancy. Auch sein Bruder Rudolf soll seine Ausbildung als Färber in Nîmes erhalten haben[10]. Im Kaufvertrag von 1784 behielten die Käufer sich vor, «von der Limmat Wasser zu einem Brunnen zu fassen» und durch das angrenzende Gut des Verkäufers «eine Wasserleitung bis auf ihren Grund und Boden» anzulegen. Auch wenn dieser Plan anscheinend nie ausgeführt wurde, zeigt er doch, dass der Betrieb viel laufendes Wasser brauchte, wie es speziell bei Rotfärbereien der Fall war.

Heinrich Zeller starb schon 1795. Er dürfte sich in erster Linie der väterlichen Seidenfärberei im Bierhaus (Niederdorfstrasse 48/50) gewidmet haben, während die Leitung der Rotfärberei im Drahtschmidli in der Hand seines Bruders Rudolf lag. Während Jahren war das Drahtschmidli die einzige Rotfärberei weit und breit. Sie «gedieh denn auch rasch», stellt Bürkli-Meyer fest, «und fand vollauf zu tun»[11]. Für ihren Erfolg gibt es auch sonst Indizien. Heinrichs jüngerer Sohn Christoph Zeller (1779–1841) errichtete nach Abschluss seiner Lehr- und Wanderjahre, die ihn u. a. nach Rouen, dem Zentrum der damaligen Rotfärberei, führten, 1801 in der Walche in Unterstrass eine weitere Türkischrot-Garnfärberei, und Rudolf tat das gleiche 1810 im Stampfenbach. Kein Wunder, dass der neue Industriezweig schliesslich die Aufmerksamkeit des Fiskus erregte. 1809 wurde in den Erläuterungen zur kantonalen Handelsabgabe präzisiert, dass zu den Gewerben, welche der Abgabe unterworfen seien, auch die «Türkisch-Garn-Färbereien» gehörten. Infolgedessen wurden sowohl Rudolf wie Christoph Zeller mit verhältnis-

[9] Grundprotokoll B XI Unterstrass 84, S. 105 (StAZ). Die Juchart Wiesland oder Reben umfasste 32000 Quadratschuh oder rund 3000 m².

[10] A. Bürkli-Meyer, Zürichs Indienne-Manufaktur und Türkischrot-Färberei in früherer Zeit (ZTB 1881), S. 202.

[11] Bürkli-Meyer, a.a. O., S. 203.

mässig hohen Beträgen belegt (1817: 100 resp. 130 alte Franken)[12]. Ein weiteres Zeichen wachsenden Wohlstands war die Tatsache, dass Rudolf Zeller 1814 für 25 000 fl. das Edlibachsche Landgut zum obern Stampfenbach erwerben konnte, das ausser einem Wohnhaus und Wirtschaftsgebäuden 3 Juchart Reben und 7 Mannwerk Wiesen (28 800 m^2) umfasste und von dem er einen Teil sogleich an seinen Neffen Christoph abtrat[13]. Auch wenn der Kauf teilweise durch Aufnahme eines Darlehens von 6000 fl. bei Mathias Nüscheler & Söhne im Grünenhof finanziert wurde, zeigt der Vorgang doch, dass die Zellerschen Färbereien in diesen Jahren erkleckliche Überschüsse abwarfen, die in erster Linie in Grund und Boden investiert wurden. Das Wohnhaus im oberen Stampfenbach ist übrigens in die zürcherische Literaturgeschichte eingegangen: es war das Geburtshaus von Conrad Ferdinand Meyer[14].

Als der türkischrote Ätzdruckartikel nach 1815 auch in der Schweiz Furore machte, waren Rudolf und Christoph Zeller in vorzüglicher Position, um neben der Garn- auch die Tücherfärberei aufzunehmen. Als Garnfärber waren sie mit dem Türkischrotverfahren bestens vertraut, dagegen stellte die Stückfärberei technische und organisatorische Aufgaben, die über den Rahmen des handwerklichen Betriebs weit hinausgingen. Es ist bemerkenswert, mit welcher Tatkraft die Umstellung in Unterstrass angepackt wurde, wobei die technischen Einrichtungen alle zuerst geschaffen und erprobt werden mussten. Die führende Entwicklungsarbeit scheint Rudolf Zeller im Stampfenbach geleistet zu haben, wo entsprechende Neuerungen bereits 1820 festzustellen sind. 1825 begegnen auch im Drahtschmidli Gebäude und Einrichtungen, die eindeutig für die Stückfärberei bestimmt waren, doch bei Christoph Zeller in der Walche kann die Umstellung nicht vor 1832 stattgefunden haben.

Verfolgen wir kurz die Entwicklung im Drahtschmidli. Ein erster Schritt in Richtung Stückfärberei erfolgte 1816, als ein neues Farbhaus mit 3 Kesseln (Nr. 16 c) erstellt wurde. 1825 wurde das alte Gewerbshaus (Nr. 16 b) in eine Warmhänge umgewandelt (die Bezeichnung

---

[12] Offizielle Sammlung der zürcherischen Gesetze und Verordnungen IV, Zürich 1811, S. 116. StAZ, R 122.

[13] StAZ, B XI, Grundprotokoll Unterstrass-Zürich 85, S. 360, 390.

[14] Konrad Escher, Chronik der Gemeinden Ober- und Unterstrass, Zürich 1915, S. 202. Der Dichter selber war der Meinung, er sei in der Walche zur Welt gekommen, was sich aber als Irrtum herausgestellt hat (A. Corrodi-Sulzer in der NZZ 24. 5. und 25. 9. 1925).

«Tröcknergebäude mit Feuereinrichtungen» kommt erst 1841 vor). Die zugehörige Lufthänge – ein «Schopf mit Lufttröcknerboden ohne Feuereinrichtung» (Nr. 16 d) – datiert von 1828[15]. Von da an war das Drahtschmidli einigermassen für die Stückfärberei eingerichtet, wobei man allerdings eines vermisst, nämlich eine richtige Waschanlage. Wir werden sogleich sehen, auf welche Weise das Waschproblem gelöst wurde.

Wie hat der Betrieb wohl ausgesehen? Natürlich darf man die Rotfarb im Drahtschmidli nicht mit dem dortigen Bad verwechseln, das sich etwas weiter oben gegenüber dem Platzspitz befand und als Biergarten ein beliebtes Ausflugsziel bildete. Die Gebäudegruppe dieses «oberen» Drahtschmidli ist noch heute unverändert erhalten (Wasserwerkstrasse 17/19), während von der Zellerschen Rotfarb nur noch das Wohnhaus (Wasserwerkstr. 25) steht – ein solider zweistöckiger Bau mit 5 Fensterachsen unter stilvollem Mansardendach, der auf dem schmalen Uferstreifen zwischen Limmat und Bahngeleise ein verwunschenes Dasein fristet. Was fehlt, ist das 1825 in eine Warmhänge umgebaute Gewerbshaus, welches zusammen mit dem Wohnhaus eine architektonische Einheit bildete, und wohlverstanden das zugehörige Farbhaus mit der Lufthänge. Konrad Escher hat 1915 in seiner Chronik von Ober- und Unterstrass zwei reizvolle zeitgenössische Ansichten des Drahtschmidli publiziert. Die ältere, etwa 1820 entstanden, zeigt ausser dem Zellerschen Anwesen auch das Bad im oberen Drahtschmidli, während auf dem etwa 20 Jahre späteren Blatt nur die Rotfärberei mit dem auf der Höhe des rechtsufrigen Hügelzugs liegenden Haus zum engen Weg zu sehen ist[16]. Auf dieser zweiten Ansicht sind auch die ergänzenden Fabrikbauten erkennbar, nämlich das Farbhaus von 1816 und, daran angebaut, die Lufthänge von 1828, beides einfache Holzkonstruktionen, die in auffälligem Gegensatz zu den viel aufwendiger gestalteten älteren Gebäuden stehen. Der Unterschied kommt auch in den Versicherungswerten zum Ausdruck: das Wohnhaus war zu 12 000 fl. versichert,

---

[15] Gebäudeversicherung Unterstrass, Nr. 16 a/d (StadtAZ).

[16] K. Escher, a.a. O., S. 195 und 197. Die Bezeichnung der beiden Ansichten bei Escher ist ungenau. Die erste zeigt nicht das «Drahtschmidli und den Stampfenbach», sondern das untere und das obere Drahtschmidli, die zweite das untere Drahtschmidli mit dem Haus zum engen Weg. Für die Datierung ist zu beachten, dass die Lufthänge von 1828 und der Verbindungstrakt von 1841 nur auf der zweiten Ansicht erscheinen.

die Warmhänge sogar zu 15000 fl., während das Farbhaus nur mit 2000 fl. und die Lufthänge mit 4000 fl. bewertet waren.

Eine gewisse Übersichtlichkeit ist der Rotfarb im Drahtschmidli nicht abzusprechen, doch ein einfacher, rationeller Arbeitsablauf war nicht gewährleistet. Zwischen der Luft- und der Warmhänge gab es keine direkte Verbindung, die Tücher mussten von Hand von einem Lokal ins andere getragen werden. Noch mühsamer muss sich der Waschbetrieb gestaltet haben. Auf der Ansicht von 1820 ist in der Limmat vor der Warmhänge ein gedecktes Floss zu erkennen (auf dem späteren Bild sind bereits zwei derartige Einrichtungen vorhanden). Solche Waschschiffe waren in der Limmat eine häufige Erscheinung. Eine gewisse Berühmtheit hat das von Gottfried Semper entworfene Treichlersche Waschschiff erlangt, das in den Jahren 1864–1872 am Sonnenquai vor Anker lag. Aber schon in den 1820er Jahren ist in den Akten immer wieder von den Schwierigkeiten die Rede, welche die in der Limmat liegenden Waschschiffe den am rechten Ufer aufwärtsfahrenden Schiffleuten bereiteten[17]. In der Indiennedruckerei mögen diese Waschschiffe gute Dienste geleistet haben, für die Rotfärberei waren sie denkbar umständlich. Welche Mühe, bis die Tücher vom Farbhaus zum Floss hinaus und von da wieder zur Lufthänge zurückgebracht waren! Von mechanischen Waschrädern, wie sie später allgemein verwendet wurden, ist im Drahtschmidli nichts festzustellen; dazu wären ein Fabrikkanal und eine Turbinenanlage nötig gewesen.

Unter diesen Umständen muss die Produktion sehr arbeitsintensiv gewesen sein, und die Zellerschen Betriebe müssen ganze Heerscharen von Arbeitern beschäftigt haben. Wir besitzen dafür das Zeugnis der Expertenkommission für die kantonale Handelsabgabe: beim Türkischrot handle es sich um Färbereien, stellte sie im Jahresbericht von 1817 fest,

»welche nicht handwerksmässig, sondern mit 60 bis 100 Arbeitern fabrikmässig auf eine sehr lukrative Weise betrieben werden»[18].

Auch wenn diese Bemerkung sich wohl in erster Linie auf Walche und Stampfenbach bezieht, können die Verhältnisse im Drahtschmidli nicht wesentlich anders gewesen sein – von mechanischen Hilfsmitteln wie

[17] Stoffe und Räume, Langenthal 1986, S. 118. StAZ, VV III 5, Protokolle der Wasserbau-Polizeikommission.

[18] StAZ, R 122.3. «fabrikmässig»: hier nicht im Sinne von mechanischer Produktionsweise, sondern von arbeitsteiliger Massenproduktion.

Abbildung 1:

Unteres Drahtschmidli: Ansicht von ca. 1841 (Konrad Escher, Chronik der Gemeinden Ober- und Unterstrass, Zürich 1915, S. 197). Älteste Türkischrotfärberei der Schweiz, gegründet 1784 von Heinrich und Rudolf Zeller, nach 1816 zur Stückfärberei ausgebaut. Von links nach rechts: Lufthänge, Farbhaus, Warmhänge, Wohnhaus. Vor der Fabrik in der Limmat zwei Waschschiffe. Von der ganzen Anlage ist nur noch das Wohnhaus (Wasserwerkstr. 25) erhalten.

Turbinen, Waschrädern oder Auswindmaschinen ist jedenfalls in keinem der Zellerschen Betriebe die Rede.

Indessen fehlte es im Drahtschmidli auch noch an einem weiteren Erfolgsfaktor: einer stabilen Leitung. Rudolf Zeller trat die Fabrik schon bald nach 1810 an seinen Sohn Caspar (1788–1821) ab, dann kam sie an den jüngeren Sohn Friedrich (1793–1824), und schliesslich wurde sie von dessen Schwager Jakob Ulrich (1804–1843) übernommen. Auch er starb früh, erst 39jährig. Bei diesem Mangel an Kontinuität überrascht es nicht, dass der Betrieb im Zeitpunkt aufgegeben wurde, wo die Türkischrotindustrie ihren grossen Aufschwung erlebte. Die Erben Jakob Ulrichs verkauften die Liegenschaft 1851 an Eduard Rehmann, der darin eine Wollfärberei einrichtete[19].

Abschliessend noch eine Bemerkung zu der von Bürkli-Meyer in seinem Aufsatz von 1881 vertretenen Ansicht, es seien im Drahtschmidli schon vor 1800 ganze Stücke gefärbt worden. Bürkli-Meyer hat diese These mit grosser Entschiedenheit und einem bemerkenswerten Reichtum an konkreten Einzelheiten vorgetragen, aber sie wird dadurch nicht plausibler.

«Die Nastücher», schreibt er, «welche bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts im Drahtschmidli von Rudolf Zeller türkisch-rot gefärbt und nachher von D. & M. Esslinger bedruckt wurden, waren eine für die damalige Zeit hervorragende Leistung und errangen als 'Fazzoletti d'Esslinger' in Italien grossen Ruf»[20].

Sollte Esslinger den roten Merinoartikel schon im 18. Jahrhundert gekannt und hergestellt haben, so wäre dies tatsächlich eine sensationelle Leistung gewesen. Aber die Fachleute sind sich einig: der rote Ätzdruck ist erst um 1809 von Daniel Koechlin erfunden worden. Jenny-Trümpy hat deshalb vermutet, es könnte sich bei den Esslingerschen Taschentüchern um rote Unigewebe mit schwarzem Aufdruck gehandelt haben[21]. Solche einfachen «Rot und Schwarz»-Drucke sind neben den fünffarbigen «illuminierten» Merinos mehrfach bezeugt, aber immer nur für die Jahre nach 1820, und selbst wenn man annimmt, dass sie schon früher bekannt waren, bleibt immer noch die Frage zu beantworten, wie und wo die roten Druckböden hergestellt wurden. Das

[19] Gebäudeversicherung. nach K. Escher, a.a. O., S. 196, soll Rehmann künstliches Mineralwasser fabriziert haben.

[20] A. Bürkli-Meyer im ZTB 1881, S. 205.

[21] A. Jenny-Trümpy, Handel und Industrie des Kantons Glarus II, Glarus 1902, S. 168.

Drahtschmidli war dazu jedenfalls vor 1816 nicht eingerichtet. Viel naheliegender ist die Erklärung, dass Bürkli-Meyer, der sich auf Mitteilungen von Jakob Zeller-Klauser (1806–1879), einem Enkel Heinrich Zellers, stützte, einem Irrtum zum Opfer gefallen ist und Auskünfte, die sich auf die Zeit nach 1820 bezogen, ins 18. Jahrhundert zurückprojiziert hat.

1.2 Rudolf Zeller im Stampfenbach

Das Amthaus im unteren Stampfenbach gehörte im 18. Jahrhundert dem Stift St. Blasien und diente der Verwaltung der ihm im Zürichbiet zustehenden Grundzinsen. Zu diesem Zweck besass es im Keller eine eigene Trotte und Fässer für 120 Eimer Wein, während sich im 3. bis 5. Stockwerk «schöne geräumige Fruchtböden» für etwa 2000 Mütt Getreide befanden. Weitere Kornschütten waren in einem Nebengebäude über den Stallungen vorhanden. Am 23. Juli 1810 erwarb Rudolf Zeller die gesamte Liegenschaft vom Grossherzog von Baden für 12 000 fl. und errichtete dort ein Farbhaus (Nr. 12 d)[22]. Da der Versicherungswert nur 1000 fl. betrug, muss die erste Anlage sehr klein gewesen sein. Dann ändert sich das Bild. Von 1820 an wurden innert weniger Jahre 4 neue Gebäude erstellt, vor allem ein «Tröcknerturm», d. h. eine Warmhänge, die zu nicht weniger als 10 000 fl. versichert war (Nr. 12 f), ferner ein «Waschhaus» (Nr. 12 h) zu 2000 fl. und zwei Gebäude, die als «Holzhäuser» bezeichnet wurden und bei denen es sich offensichtlich um Lufthängen handelte (Nr. 12 e und g, 2000 resp. 1800 fl.). 1822 standen auf der Liegenschaft nicht weniger als 8 verschiedene Gebäude, von denen 7 dem Färbebetrieb dienten. Auch das Farbhaus von 1810 muss vergrössert worden sein, es wies nämlich beim Tod Rudolf Zellers 1832 nicht weniger als «7 Feuerordnungen und Kessel» auf[23].

Für diese lebhafte Bautätigkeit gibt es nur eine Erklärung: Rudolf Zeller hat den Stampfenbach von 1820 an systematisch in eine Tücher-Rotfärberei umgewandelt und damit eine der frühesten Anlagen ge-

[22] Grundprotokoll B XI Unterstrass-Zürich 85, S. 264: 23. 7. 1810 Burgvogt Lenz von Lörrach verkauft auf Verfügung des Grossherzogs von Baden das ehemals Stift-St. Bläsische Amtshaus zum unteren Stampfenbach an Rudolf Zeller von Zürich (StAZ).

[23] Gebäudeversicherung Unterstrass: Unterer Stampfenbach (Nr. 12a-h) (StadtAZ).

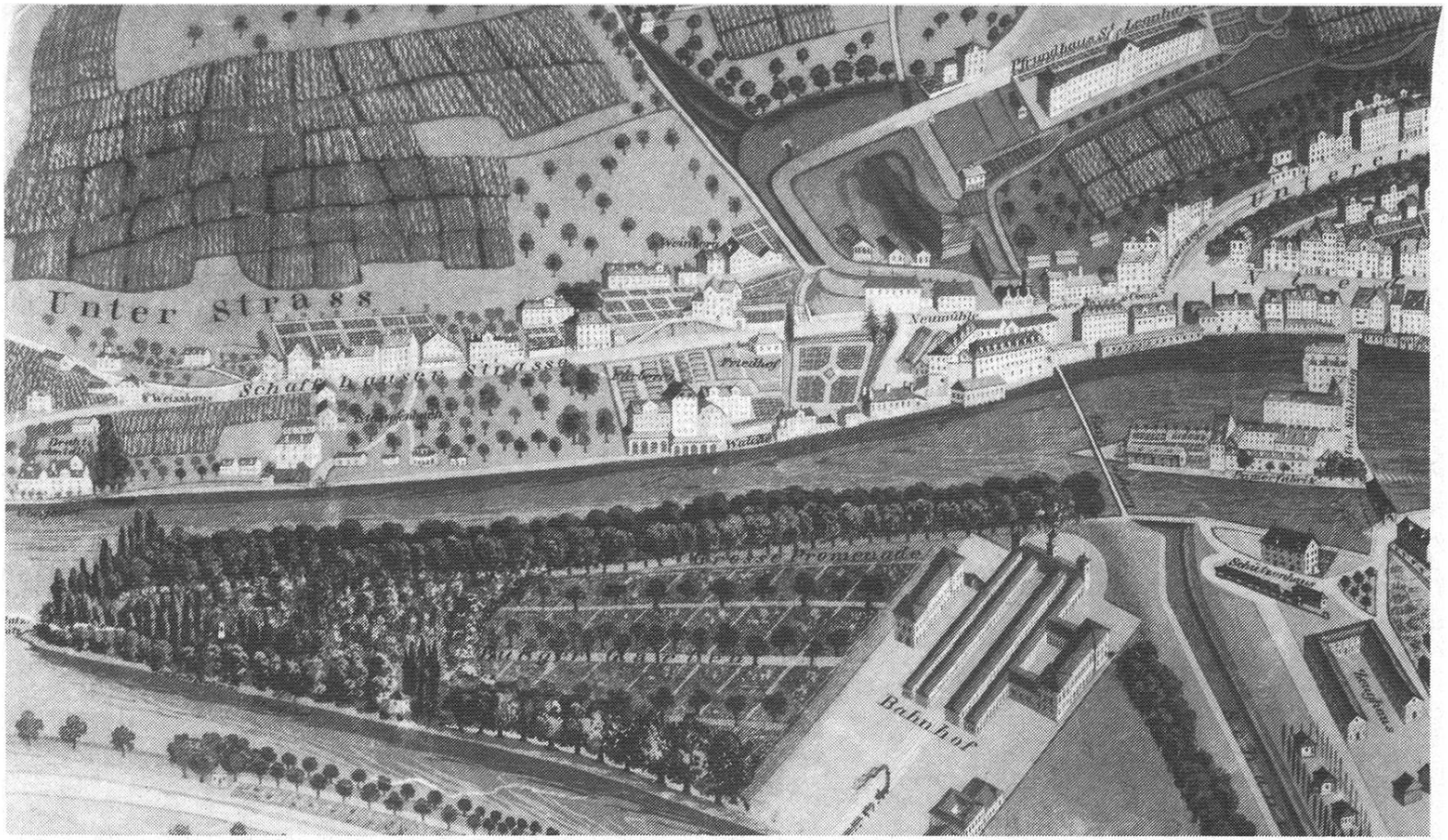

Abbildung 2:

Stampfenbach und Walche: Ausschnitt aus dem «Leuthold-Plan» von 1846/47, gezeichnet von Franz Schmid (Zentralbibliothek Zürich; vgl. INSA 10, S. 247 und Fred Rihner, Illustrierte Geschichte der Zürcher Altstadt, Aarau 1975, S. 298). Das untere Drahtschmidli ist auf dieser Darstellung nicht sichtbar. Während die Fabrikgebäulichkeiten im Stampfenbach locker über das ganze Areal verstreut waren, ist die Walchefabrik mit ihrer gedrungenen Bauweise und ihren Galerien über der Limmat sofort als Hochleistungsbetrieb erkennbar. Das hangwärts stehende dreistöckige Gebäude ist die alte Rahnsche Indiennedruckerei. Oberhalb der Zellerschen Walchefabrik an der Limmat die ehemalige Walke, seit 1808 im Besitz von Escher Wyss & Cie.

schaffen, die speziell für diesen Fabrikationszweig eingerichtet waren. Unklar ist, wie gross die Produktionskapazität war. Wenn der Brandkataster «7 Feuerordnungen und Kessel» erwähnt, so ist dies wohl so zu verstehen, dass 3 Farb- und 3 Avivierkessel vorhanden waren, wozu noch ein kleiner Kessel für die Garnfärberei kommen mochte, sodass man auf insgesamt 7 Feuerstellen gelangt. Mit einer Kapazität von schätzungsweise 22500 Stück im Jahr muss der Stampfenbach eine der leistungsfähigsten Anlagen aus der Frühzeit der Türkischrot-Stückfärberei gewesen sein. Anderseits dürfte es auch hier, wie im Drahtschmidli, Probleme mit der Wasserversorgung gegeben haben. Ausser einem Brunnen im Hof verfügte der Stampfenbach über kein Quellwasser. Die Tücher mussten in der Limmat ausgewaschen werden. Tatsächlich ist auf einer kolorierten Zeichnung von ca. 1830 neben dem charakteristischen Tröckneturm mit den wehenden roten Tüchern ein niedriges Gebäude erkennbar, das Waschhaus (Nr. 12 h), vor welchem ein gedecktes Waschschiff in der Limmat verankert ist[24].

Als Rudolf Zeller 1832 starb, waren die beiden Söhne Caspar und Friedrich schon tot und die Enkel August und Friedrich noch minderjährig. Da auch Friedrich, erst 22jährig, 1841 starb, ging der Stampfenbach an August Zeller-Zundel (1817–1893) über. Man hat nicht den Eindruck, dass August sich besonders stark für die Rotfärberei interessierte. 1842 wird er im Bürgeretat als «Gutsbesitzer im obem Stampfenbach» aufgeführt, und später war er Vertreter der Magdeburger Hagelversicherungsgesellschaft. Er muss erkannt haben, dass die technischen Einrichtungen im Stampfenbach nicht mehr zeitgemäss waren und ohne kostspielige Neuinvestierungen nicht verbessert werden konnten. Auch dürfte das Verschwinden der Esslingerschen Zeugdruckerei im Hard für ihn ein schwerer Schlag gewesen sein. Melchior Esslinger & Söhne waren ein wichtiger Kunde für rote Tücher[25]. Nach dem Tod Conrad Esslingers (1784 -1837) geriet die Firma in Schwierigkeiten und musste ihre Zahlungen einstellen. August Zeller dürfte den Betrieb im Stampfenbach schon in den frühen 40er Jahren aufgegeben haben, und als sich 1856 eine Möglichkeit zeigte, die Fabrik zu günstigen Bedingungen zu

[24] Ansicht des rechten Limmatufers vom Papierwerd aus, ca. 1830, kolorierte Zeichnung von unbekannter Hand (ZBZ).

[25] Aus der Bilanz von Melchior Esslinger & Söhne vom 8. 5. 1837 geht mit aller Deutlichkeit hervor, dass die einfachen und illuminierten Merino-Drucke im Produktionsprogramm der Hardfabrik einen breiten Platz einnahmen (StAZ, D 344 a 3).

verkaufen, griff er zu. Die Firma Escher, Wyss & Cie. suchte einen Standort für ihre neue Dampfmaschinen- und Schiffsbau-Abteilung. So ging der untere Stampfenbach 1856 für die Summe von 200 000 Fr. an Escher Wyss über, welche die Rotfarbgebäude abrissen und an ihrer Stelle ausgedehnte Werkstätten für den Dampfmaschinenbau errichteten. Einziger Zeuge der alten Herrlichkeit, welcher die Neugestaltung überlebte, war das Waschhaus von 1822, das noch während Jahrzehnten als Werkstätte benützt und erst 1911 wegen Baufälligkeit abgetragen wurde[26].

1.3 Christoph Zeller in der Walche

Kehren wir zurück zu Rudolf Zellers Neffen, Christoph Zeller-v. Orelli(1779–1841), der seine Auslandjahre in Marseille und Rouen verbracht hatte. 1801 erwarb die Mutter für ihn die sog. Rahnsche Farb neben der Walche in Unterstrass[27]. Hier hatten seit 1701 die Gebrüder Kitt und dann Hans Heinrich Rahn und seine Söhne eine Indiennedruckerei betrieben, die 1771 in Konkurs gegangen war[28]. Oberhalb der Rahnschen Farb befand sich an der Limmat das alte Walchegebäude, das aber 1801 nicht mehr im Betrieb stand, sodass der Name «Walche» auf die Zellersche Rotfärberei überging[29].

Das Drahtschmidli dürfte Christoph Zeller beim Aufbau seines Betriebs als Vorbild gedient haben. Man findet in der Walche die gleiche Dreiteilung in Wohnhaus, Tröckneturm und Farbhaus. In den Brandversicherungsakten von 1812 wird das neben dem Wohnhaus stehende Gebäude (Nr. 1 b) als «Passerie, Magazin, Tröcknerstube und Henke» bezeichnet, was auf eine Garnfärberei hinweist. Erst 1815 wird ein neues

---

[26] Grundprotokoll B XI Unterstrass-Zürich 90, S. 380. Gebäudeversicherung Unterstrass Nr. 12 a/h.

[27] Grundprotokoll B XI Unterstrass-Zürich 85, S. 119: Kaufbrief vom 13. 3. 1801 (StAZ). Der Kaufpreis war 7200 fl.

[28] Werner Schnyder, Die Familie Rahn von Zürich, Zürich 1951, S. 374, 381, 397.

[29] Die Zellersche Walche wurde 1861 beim Verkauf an die Stadt als «Liegenschaft neben der Walche» bezeichnet (Grundprotokoll B XI Unterstrass-Zürich 91, S. 195). Die alte Walche ging schon Ende 1808 in den Besitz der Firma Escher, Wyss & Cie. über (Grundprotokoll B XI Unterstrass-Zürich 85, S. 251. F. Hoigné, Gründung und Entwicklung der Spinnerei und Maschinenfabrik Escher Wyss & Cie., Zürich 1916, S. 22).

«Gewerbshaus» (Nr. 1 d) und 1826 ein neuer «Arbeits- und Tröcknungsturm» (Nr. 1 e) erwähnt, und 1832 wird schliesslich das alte Farbhaus (Nr.l c) wesentlich erweitert und mit «10 Feuerordnungen» versehen[30]. Man kann aus allen diesen Daten schliessen, dass Christoph Zeller – seine Firma hiess zu Ehren des Vaters «Heinrich Zeller» – zwar 1815 teilweise mit dem Färben von ganzen Stücken begann, dass der entscheidende Schritt aber erst 1832 erfolgte. Damals kehrte der ältere Sohn, Jakob Zeller-Klauser (1806–1879), der 1827 in Paris Chemie studiert hatte, nach Hause zurück. Er dürfte dem Vater bei der Umstellung an die Hand gegangen sein und richtete sich anscheinend auch ein chemisches Laboratorium ein, das 1837 zum erstenmal erwähnt wird und sich auf einem Zinnenanbau des Wohnhauses befand.

Nach ihrem Ausbau in den 1830er Jahren muss die Anlage in der Walche bedeutend grösser gewesen sein als diejenige im Drahtschmidli oder im Stampfenbach. Mit ihren 10 Feuerordnungen, d. h. je 5 Farb- und Avivierkesseln, wies sie eine Kapazität von mindestens 37 500 Stück im Jahr auf. Trotz der höheren Leistung dürfte sie aber nicht mehr Arbeitskräfte beschäftigt haben als die Schwesterbetriebe. Gegenüber dem Stampfenbach zeichnete sie sich durch ihre Geschlossenheit aus. Während dort eine Menge von Einzelgebäuden locker über das Fabrikareal verstreut waren, erscheint die Walche als gedrungener Komplex von eng aneinandergebauten Gebäulichkeiten. Den Mittelpunkt bildete ein vierstöckiger Hängeturm mit mächtigem Walmdach (Nr. 1 b), südlich flankiert von einem dreistöckigen Gebäude, das am ehesten als Warmhänge anzusprechen ist (Nr. 1 d), während es sich bei dem nördlichen Anbau um das Farbhaus (Nr. 1 c) handeln könnte. Auffallend die den Untergeschossen auf der Wasserseite vorgelagerten Arkaden, unter denen die Limmat durchfloss. Hier müssen sich die Wascheinrichtungen befunden haben, wobei freilich auch die Walche über 2 in der Limmat verankerte Waschschiffe verfügte, wie man dies auf der bereits erwähnten anonymen Zeichnung von ca. 1830 sehen kann.

Eine ausserordentlich plastische Vorstellung von Walche und Stampfenbach vermittelt das von Franz Schmid gezeichnete Panorama der Stadt Zürich aus der Vogelschau von ca. 1848, das unter der Bezeichnung «Leuthold-Plan» bekannt ist. Eigenartigerweise fehlt auf dieser Darstellung, wie man bei einem Vergleich mit der Zeichnung von 1830

[30] Gebäudeversicherung Unterstrass (StadtAZ).

feststellt, der grosse Hängeturm im Stampfenbach, dafür bringt Schmid den 1841 erstellten, zur Walche gehörenden Gartenpavillon. Hinter den Fabrikgebäuden erkennt man das ins 18. Jahrhundert zurückgehende Doppelwohnhaus, das schon Bestandteil der Rahnschen Farb gebildet hatte, aber von Christoph Zeller 1837 erheblich ausgebaut worden war[31].

Bei Christoph Zellers Tod 1841 ging die Firma an seine beiden Söhne über. Die Leitung des Betriebs lag wohl schon seit den Dreissigerjahren in der Hand Jakob Zeller-Klausers. Als das Tröcknegebäude 1850 teilweise abbrannte, wurde es sofort wieder aufgebaut und die Kapazität noch durch den Bau einer weiteren Warmhänge (Nr. 142) und einer neuen Lufthänge (Nr. 143) vergrössert. Doch schon bei der grossen Fabrikenquête von 1855 war sie nicht mehr im Betrieb. In seinem Begleitkommentar zu den Erhebungsbogen wies der Gemeinderat Unterstrass darauf hin,

«dass von den s. Zt. so florierenden Rotfärbereien hiesiger Gemeinde in letzter Zeit nur noch diejenige der Herren Zeller bei der Walche im Gange gewesen; nun aber auch diese, in welcher die meisten jungen Leute unter 16 Jahren Anstellung gefunden, ganz aufgehört hat»[32].

Der Hauptgrund für die Betriebseinstellung dürfte ein persönlicher gewesen sein: Auch in der Walche stellte sich das Nachfolgeproblem. Zeller-Klauser hatte keine männlichen Nachkommen, seine Schwiegersöhne interessierten sich nicht für die Rotfärberei, und die Söhne seines Bruders Heinrich (1814–1856) waren beim Tod des Vaters noch minderjährig. Um den Betrieb weiterzuführen, hätte man einen Direktor anstellen müssen, und es wären wohl auch technische Verbesserungen nötig gewesen, wenn man hätte konkurrenzfähig bleiben wollen. So wurde denn die Walche, deren Umschwung sich durch Zukäufe auf über 12300 m^2 vergrössert hatte, 1861 zum Preis von 260000 Fr. an die Stadt verkauft, welche auf dem Areal in den Jahren 1863/65 ihr neues Schlachthaus erstellte[33].

Jakob Zeller-Klauser, der 1858 das Haus «zum Rämiberg» (Rämistrasse 62) erworben hatte, widmete sich nach dem Verkauf der Walche

[31] Zum «Leuthold-Plan» von 1848: Fred Rihner, Illustrierte Geschichte der Zürcher Altstadt, Aarau 1975, S. 298. K. Escher, a.a. O., S. 95. Das untere Drahtschmidli ist auf dem Leuthold-Plan nicht sichtbar.

[32] Gemeinderat Unterstrass an Bezirksrat Zürich, 27. 11. 1855 (StAZ, O 55.2).

[33] Grundprotokoll B XI Unterstrass-Zürich 91, S. 195. (25. 11. 1861) (StAZ).

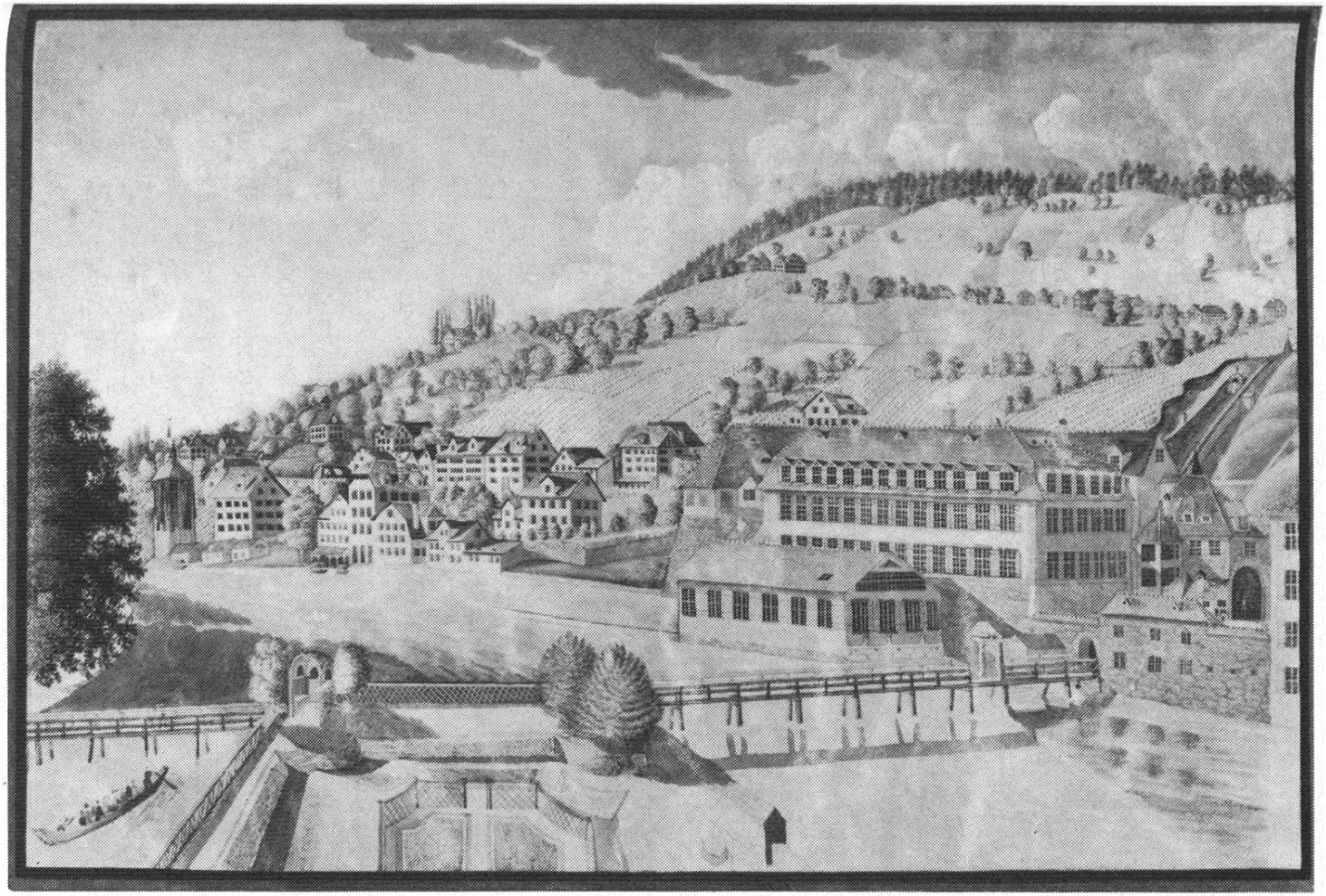

Abbildung 3:

Stampfenbach, Walche und Neumühle: Ansicht des Limmat-Nordufers vom unteren Mühlesteg, ca. 1840 (Zentralbibliothek Zürich). Der Obstgarten zwischen Stampfenbach und Walche ist hier stark verkürzt wiedergegeben. Auffallend der Tröckneturm im Stampfenbach, der auf der Darstellung von Franz Schmid fehlt. Man beachte die in der Limmat verankerten Waschschiffe! Der mächtige Bau mit der langen Fensterfront unterhalb des Niederdorftors ist die Spinnerei Neumühle von Escher, Wyss & Cie.

vor allem gemeinnützigen Bestrebungen. Er gehörte zu den Gründern der Papierfabrik an der Sihl, deren Verwaltungsrat er in den Jahren 1857–1878 präsidierte, war Mitinitiant der Aktiengesellschaft für Erstellung von Arbeiterwohnungen und Mitglied des Baukollegiums von 1859, welches die bauliche Neugestaltung der Stadt – die Erschliessung des Bahnhofquartiers, den Bau der Bahnhofstrasse, die Quaianlagen – an die Hand nahm[34]. In der heutigen Erinnerung lebt der Name Zeller weiter nicht nur durch seinen Schwiegersohn, den «Eisenbahnkönig» Adolf Guyer-Zeller (1839–1899), sondern vielleicht noch mehr durch seinen Neffen Heinrich Zeller-Werdmüller (1844–1903), der, von Beruf Kaufmann, als hervorragender Kenner der Lokalhistorie eine Fülle von Anregungen und Beiträgen zur zürcherischen Geschichte geliefert hat. «Im Staatsarchiv, in der Stadtbibliothek und im Landesmuseum war er im hintersten Winkel daheim und daher im Stande, jeden Fragenden auf die sichere Fährte zu leiten»[35].

Die drei Zellerschen Betriebe in Unterstrass haben bei den Wirtschaftshistorikern wenig Aufmerksamkeit gefunden. Erwähnungen in der Literatur gehen fast immer auf Bürkli-Meyers Aufsatz von 1881 zurück. Von den vielen Autoren, die sich für die bauliche Entwicklung Zürichs interessiert haben, scheinen die wenigsten realisiert zu haben, dass das rechte Limmatufer von der Walchebrücke bis hinunter zum Drahtschmidli – wenn man absieht vom Biergarten im oberen Drahtschmidli – sich in der Hand einer einzigen Familie befand und Standort einer einzigen Industrie war, die während gut 70 Jahren «auf eine sehr lukrative Weise» betrieben wurde. Zu dem relativ frühzeitigen Verschwinden dieser Industriebetriebe mag der Umstand beigetragen haben, dass die Rotfärberei 1850 in die Mechanisierungsphase eintrat und dass die Zeller als Erben einer langen handwerklichen Färbertradition dem Maschinenwesen doch eher fernstanden. Hinzu kam der Umstand, dass ein Standort in nächster Nähe der Stadt für die Tücher-Rotfärberei nicht ideal war, sodass die günstiger gelegenen Konkurrenzbe-

---

[34] Die Zürcher Papierfabrik an der Sihl, Zürich 1938, S. 27 und 37. H. Schulthess, Kulturbilder aus Zürichs Vergangenheit I, S. 117 und II, S. 66. Hans Schulthess-Hünerwadel (1872–1959) war mit einer Enkelin von Jakob Zeller-Klauser verheiratet.

[35] A. Largiadèr, Hundert Jahre Antiquarische Gesellschaft Zürich, Zürich 1932, S. 79 ff. Zu Guyer-Zeller: Doris Müller-Füglistaler, Adolf Guyer-Zeller, Zürich 1992, S. 42. Als Nachfolger von Jakob Zeller-Klauser war Guyer-Zeller 1880–1890 Präsident der Papierfabrik an der Sihl.

triebe auf dem Lande sich mehr und mehr durchsetzen konnten. Vom Verschwinden der Zellerschen Pionierbetriebe dürften vor allem zwei kleinere Unternehmungen im weiteren Umkreis der Stadt Nutzen gezogen haben: die Rotfärberei und Zeugdruckerei von Ulrich Staub in Wollishofen und die Hanhartsche, ehemals Markwaldersche Rotfarb in Dietikon.

1.4 Staub & Cie. in Wollishofen

Ulrich Staub (1780–1852) war Maurermeister (in den Akten wird er manchmal auch Baumeister genannt), diente der Gemeinde Wollishofen während Jahren als Seckelmeister und war daneben ein überaus tätiger Mann, der eine ganze Reihe von industriellen Unternehmungen ins Leben rief. Von diesen schlug die Ziegelhütte in Wollishofen noch am ehesten in sein Metier ein, aber er war auch an einer Spinnerei in Adliswil beteiligt (Staub, Landis & Cie., mit 5000 Spindeln eine ganz ansehnliche Anlage)[36], und nicht zuletzt errichtete er auf seinem Anwesen in Wollishofen, dem sog. Hof im Gässli, eine Rotfärberei und Kattundruckerei. Nach dem Bericht der Kaufmännischen Gesellschaft Zürich von 1882 wurde die Unternehmung 1822 von zwei Färbern, Strickler von Langnau und Leemann von Russikon, gegründet, wobei das von ihnen benützte Färbereigebäude (in den Versicherungsakten ist nur von einem «Magazingebäude» die Rede), in der Nacht vom 4. auf den 5. Juni 1825 «auf den Grund abbrannte», aber von Staub wieder aufgebaut wurde[37]. Anhand der Brandversicherungsakten kann man verfolgen, wie die Anlage schrittweise zu einer Türkischrot-Stückfärberei und -Druckerei ausgestaltet wurde. 1827 errichtete Staub ein «Lufttröckner- und Magazingebäude» (Nr. 1 i), 1829 vergrösserte er das Farbhaus (Nr. 1 h), das nun ausdrücklich als «Rotfärbereigebäude» bezeichnet wurde, 1830 kam neu ein Wohnhaus mit Kattundruckerei (Nr. 1 l) hinzu, und 1834 wurde der seit 1827 bestehende Holzschopf (Nr. 1 k) ebenfalls in eine Druckerei verwandelt[38]. Man staunt über so viel Aktivität! Die Lei-

[36] P. Dudzik, Innovation und Investition, Zürich 1987, S. 486. StAZ, O 38 d 8, fol. 3.
[37] Jahresbericht der KGZ 1882, S. 125. Emil Stauber, Alt Wollishofen, Zürich 1926, S. 42.
[38] Gebäudeversicherung Wollishofen (StadtAZ).

tung des Betriebs lag in der Hand von Leemann. Schade, dass die Versicherungsakten keine Angaben über die Zahl der installierten Kessel machen. Nach der Fabrikenquête von 1855 beschäftigte Staub damals 96 Arbeiter. Wenn man annimmt, dass drei Arbeiter (ein Drucker, ein Streicher und eine Hilfsperson) pro Tag ein Stück bedruckten und ein Arbeiter 2–3 Stück rotfärben konnte, ferner dass ausschliesslich für den eigenen Bedarf gefärbt wurde, so kommt man auf eine Jahreskapazität von 8–9000 Stück oder 30 Drucktische. Wollishofen wäre somit ein sehr bescheidenes Etablissement gewesen, das sich aber «durch schöne Arbeit und geschmackvolle Dessins» auszeichnete und möglicherweise auch auf eigene Rechnung exportierte[39].

Bei aller Kleinheit handelte es sich bei der Rotfarb Wollishofen um eine überaus zweckmässige Anlage. Nach den Versicherungsakten war das Farbhaus direkt an die Warmhänge angebaut, und die danebenstehende Lufthänge stand «durch einen Gang und am Dach mit der Rotfarbe und Tröcknungsgebäude in Verbindung». Die Tücher konnten also direkt vom Dachstock des Farbhauses in die Luft- resp. Warmhänge und zurück gebracht werden. Ferner gab es zwei Warenaufzüge, um die Gewebe auf die Dachböden der beiden Trockentürme hinaufzubefördern, auch dies eine sehr fortschrittliche Lösung[40]. Auf zeitgenössischen Ansichten, z. B. dem von Emil Stauber publizierten Blatt von 1845[41], macht die Anlage einen sehr übersichtlichen Eindruck. Die Druckerei war von Farbhaus, Luft- und Warmhänge deutlich getrennt: Färber und Drucker gehörten verschiedenen Sphären an und durften sich nicht in die Quere kommen. Eine offene Frage ist, woher Staub das für die Rotfärberei nötige Wasser hatte. Die Fabrik lag am See, wo ein «Waschschopf» vorhanden war, aber zum Auswaschen brauchte man fliessendes Wasser, weshalb Rotfärbereien sonst immer an Flüssen oder Bächen angelegt wurden. Für frisches Wasser war die Fabrik auf den sogenannten Hofbrunnen angewiesen, an dem – nach Ulrich Staubs Tod – auch seine übrigen Erben beteiligt waren. Es wurde deshalb die Abmachung getroffen, dass die Rotfärberei das gesamte Abwasser des Hofbrunnens benützen durfte, während das von Jakob Staub geleitete Baugeschäft nur in Ausnahmefällen von mehr als einer Röhre des Brunnens Gebrauch

[39] Jahresbericht 1882 der KGZ, S. 125. Die Bemerkung: «Das Hauptabsatzgebiet war der Orient» bedeutet noch nicht, dass die Firma auch selber exportierte.

[40] Grundprotokoll B XI Enge-Zürich 206, S. 266 (27. 1. 1875).

[41] E. Stauber, Alt Wollishofen, Zürich 1926, Tafel 14.

machen durfte[42]. Offensichtlich war die Anlage durch die prekäre Wasserversorgung in ihrer Entwicklung eingeengt, was aber nicht verhinderte, dass die von ihr bezahlte Handelsklassensteuer im Lauf der Jahre von 80 Fr. (1851) auf 400 Fr. (1868) anstieg[43].

Ulrich Staub, der 1814 das Zürcher Bürgerrecht erworben hatte, war ein sehr geschätzter Baumeister. Dem von ihm errichteten «Güetli» in der Enge hat F. O. Pestalozzi grosse Wohnlichkeit und «treffliche Ausnutzung des Raumes» nachgerühmt[44]. Die Seele des Geschäfts im Gässli dürfte der Färbermeister Leemann gewesen sein, der aber 1841, als einer der Söhne des Firmeninhabers, Hartmann Staub-Syfrig (1814–1891), die Leitung des Geschäfts übernahm, nach Wädenswil ging. Nach Staubs Tod 1852 wurde die Firma von Hartmann Staub und seinem Schwager Joseph Kölliker-Staub (1799–1875) fortgeführt. Die 1860er Jahre waren für die Zeugdruckerei eine schwierige Zeit, weil der Handel nach der enormen Preissteigerung der Baumwolle im amerikanischen Sezessionskrieg äusserst vorsichtig disponieren musste. 1865 heiratete Hartmann Staubs älteste Tochter Lina den Rotfärbereibesitzer Rudolf Hanhart in Dietikon. Zwischen Wollishofen und Dietikon müssen schon damals geschäftliche Verbindungen bestanden haben. Hatte man in Wollishofen vielleicht die Feststellung gemacht, dass die Rotfärberei für einen Eigenbedarf von bloss 10 000 Stück nicht rentabel war und dass es weitaus rationeller war, die roten Druckböden auswärts, zum Beispiel in Dietikon zu beziehen? Wollishofen scheint auch Anstrengungen gemacht zu haben, die kaufmännische Seite des Geschäfts auszubauen. Die zweitälteste Tochter Hartmann Staubs, Sophie, heiratete 1873 den Kaufmann Jakob Müller (1844–1929), der sich unter der Firma Müller-Staub zum Chef eines bedeutenden Fabrikations- und Exporthauses emporarbeitete. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass er seine ersten Sporen im Export von türkischroten Ätzdrucken abverdiente, auf diese Weise in Verbindung mit Wollishofen kam und schliesslich den kommissionsweisen Export der Wollishofer Druckgewebe besorgte.

Das Ende der Staubschen Unternehmung kam unvermittelt, aber rechtzeitig genug, um dem 1876 einsetzenden schweren Konjunktur-

---

[42] Grundprotokoll B XI Enge-Zürich 206, S. 266 (27. 1. 1875).
[43] StAZ, R 129.3.
[44] F. O. Pestalozzi, Zürich, Bilder aus fünf Jahrhunderten, Zürich 1925, S. 241.

rückschlag zu entgehen. Für den Bau der linken Zürichseelinie benötigte die Nordostbahn einen breiten Streifen Land entlang dem Seeufer in Wollishofen. Statt den Expropriationsweg zu beschreiten, zog die Bahnverwaltung es vor, sich direkt mit den Besitzern zu verständigen. Am 27. Januar 1875 verkaufte die Firma Staub & Cie. ihre Rotfärberei und Druckerei – 7 Gebäude im Versicherungswert von insgesamt 36 500 Fr. sowie 101 040 Quadratfuss Land (9093 m²) – an die NOB zum Preis von 172 288 Fr.[45]. Die Gebäude wurden in der Folge abgetragen, um Platz für die Anlage des Bahnhofs Wollishofen zu gewinnen.

1.5 Caspar Markwalder und Jean Hanhart-Solivo in Dietikon

Nach dem Verschwinden der Betriebe in Unterstrass und Wollishofen gab es in der Nähe von Zürich noch eine einzige Unternehmung, welche die Tradition der Türkischrotfärberei fortsetzte, die Rotfarb von Hanhart-Solivo in Dietikon. Sie war von Anfang an eine reine Stückfärberei. Standort und Anlage entsprachen aufs beste den besonderen Anforderungen dieses Produktionszweigs. Von allen Betrieben der Zürcher Gruppe dürfte Dietikon der effizienteste gewesen sein, obwohl man diesbezüglich aufs Vermuten angewiesen ist, denn ein Firmenarchiv ist auch in diesem Falle nicht vorhanden.

Gründer der Unternehmung war der Zürcher Caspar Markwalder (1771–1845), der 1836 die untere Mühle in Dietikon, auf der sogenannten Insel zwischen Strasse und Reppisch gelegen, erwarb und dort eine Rotfärberei, bestehend aus Farbhaus, Henke und Tröckneturm, erstellte. Die Mühle diente als Wohnhaus. Im Kauf eingeschlossen waren das Wasserrecht sowie die drei Wasserräder im Mühlekanal. Der Verkäufer, Müller Balthasar Bumbacher, der die Mühle 1835 vom Kloster Wettingen gekauft hatte, behielt das Mahlrecht an den beiden Mahlgängen und entfernte die gesamte Mühleneinrichtung, wogegen Markwalder die «feierlichste Verpflichtung» eingehen musste, dass weder er noch seine Nachfolger jemals am Mühlekanal oder im bestehenden Gebäude eine Getreidemühle einrichten werde. In einem Randvermerk des Grundprotokolls von 1837 wird präzisiert, dass Caspar Markwalder auf der Insel

[45] Grundprotokoll B XI Enge-Zürich 206, S. 266: 27. 1. 1875 Hartmann Staub und Joseph Kölliker-Staub verkaufen Wohnhaus und Fabrik in Wollishofen an die NOB.

«ein Farbhaus mit Feuereinrichtung, ein Henkgebäude mit Feuereinrichtung, einen hölzernen Tröckneturm» errichtet habe. Mit keinem Wort wird gesagt, dass es sich um eine Tücher-Rotfärberei handelte, doch das ergibt sich zwingend aus der Tatsache, dass die Anlage ausser dem Farbhaus auch eine Luft- und eine Warmhänge umfasste[46].

Wer war Caspar Markwalder? Er stammte aus Würenlos im Kanton Aargau. In Zürich taucht er zum erstenmal 1812 auf, und zwar als Besitzer des Hauses zur Farb an der hinteren Bärengasse (Assekuranz-Nummer 19 a/b). In erster Ehe war er mit einer Forster aus Wipkingen, in zweiter Ehe (1815) mit einer Beyel aus Zürich verheiratet. 1822 erwarb er das stadtzürcherische Bürgerrecht. Das Nebengebäude des Hauses zur Farb wird 1841 als «Blaufarbhausanbau» bezeichnet, und Markwalder selbst wird im Bürgeretat «Kattunfabrikant» genannt. Das lässt einen einzigen Schluss zu: er war Zeugdrucker, und zwar muss er sich in seinem Wohnhaus und dem zugehörigen Anbau – ähnlich wie Greuter in Islikon oder Geilinger in Winterthur – mit dem Blaudruck befasst haben. Und wie in Islikon und Winterthur scheint dieses Gewerbe auch an der Bärengasse in Zürich nicht schlecht rentiert zu haben, denn Markwalder war in der Lage, 1832 das benachbarte Haus zum Schanzenhof (Ass.-Nr. 18 a/c) samt dem zugehörigen «Fabrikhaus», vermutlich einem Druckgebäude, zu erwerben[47]. Der Schanzenhof ist noch heute erhalten, er ist 1972 von seinem ehemaligen Standort samt dem Nachbarhaus zur Weltkugel an den Basteiplatz verschoben worden und beherbergt nun das Museum für Wohnkultur. Auch wenn das Haus wesentlich einfacher eingerichtet war als heute, wo das Landesmuseum höchst geschmackvolle, ja luxuriöse Interieurs aus dem Ancien Régime eingebaut hat, weist doch eines der Zimmer, nämlich die Schlafkammer im ersten Stock, die ursprüngliche Ausstattung auf, und man erkennt auf den ersten Blick, dass man hier, in enger Verbindung mit dem Fabrikationsbetrieb, auch ohne laufendes Wasser, ohne elektrische Beleuchtung und ohne Zentralheizung urgemütlich gewohnt hat[48].

---

[46] Grundprotokoll BXI Schlieren 618, S. 96: 20. 1. 1835 Wettingen verkauft die obere und die untere Mühle in Dietikon an Müller Balthasar Bumbacher. Ebd. S. 292: 18. 3. 1826 Balthasar Bumbacher verkauft die untere Mühle für 8000 fl. an Caspar Markwalder.

[47] Gebäudeversicherung Zürich, Nr. III 18 und 19 (StAZ, RR I 221 a).

[48] Führer durch das Wohnmuseum Bärengasse, mit einem baugeschichtlichen Abriss von Walter Trachsler.

Für einen alten Blaufärber wie Markwalder kann der türkischrote Buntätzdruck keine besonderen Schwierigkeiten geboten haben, aber bei der Herstellung der roten Druckböden lagen die Dinge anders. Nichts deutet darauf hin, dass er oder seine Söhne Fachkenntnisse im Rotfärben besessen hätten. Als bei seinem Tod 1845 die Kunden auf dem Zirkularweg benachrichtigt wurden, das Geschäft werde von den beiden Söhnen Heinrich und Johannes weitergeführt, wurde die Bezeichnung «Rotfarb» diskret in Klammern gesetzt[49]. Wo mag Markwalder das Knowhow für seine Rotfarb hergenommen haben? Er muss in Dietikon einen Fachmann gehabt haben, der fähig war, den Betrieb selbständig zu leiten. Solche Leute waren damals selten, und es bestand immer die Gefahr, dass sie eines schönen Tages von der Konkurrenz abgeworben wurden. Leider lassen uns die Quellen in diesem Punkte im Stich, doch mit Beginn der 1840er Jahre sind Anzeichen eines geschäftlichen Rückgangs festzustellen. Das Haus zur Farb wurde 1842, der Schanzenhof 1847 verkauft, und Ende Juni 1849 wurde auch die Firma, welche die Söhne zunächst weitergeführt hatten, aufgelöst. Am 18. September 1849 verkaufte Oberstleutnant Joh. Heinrich Ehrensperger in Zürich als Vormund der Brüder Heinrich und Johannes Markwalder mit Genehmigung des Schirmvogtamts die Fabrik in Dietikon mit allem Drum und Dran für 13 500 fl. an Jean Hanhart-Solivo in Frauenfeld. Zum Kauf gehörten auch die beweglichen Fabrikeinrichtungen, nämlich

«2 Avivierkessel samt Deckel und Zubehörde, zwei Farbkessel, zwei Gallier-Kessel, drei Ölkästen, eine Warenpresse, eine tragbare Feuerspritze, drei Bretterwaagen mit Gewichtsteinen, kleinere und grössere Laugen- und Beizenständli, diverse Gegenstände, als Tragbahren, Feuerhaken, Kübel und Tansen usw.»

Der Kaufpreis war bescheiden. Allein schon die Gebäude waren mit 14 600 fl. bewertet, sodass Hanhart das Wasserrecht, das zugehörige Land und die Fabrikeinrichtung kostenlos erhielt. Um den Kauf teilweise zu finanzieren, nahm Hanhart bei Frau Anna von Planta in Samaden ein Darlehen von 6000 fl. auf, den Rest der Kaufsumme zahlte er ratenweise bis Martini 1851 ab[50].

Mit Jean Hanhart-Solivo (1803–1875) tritt in Dietikon eine Persönlichkeit ganz andern Formats auf als seine Vorgänger. Er war ein Mann vom Fach, der sich zeitlebens mit einem gewissen Nachdruck als Rotfär-

---

[49] Ragionenscheine Bezirk Zürich (StAZ, O 38 d 28, fol. 198).
[50] Grundprotokoll B XI Schlieren 625, S. 161 und 187.

ber bezeichnete. Er stammte von Diessenhofen, wo er zunächst in der väterlichen Zeugdruckerei tätig war, die aber 1835 verkauft wurde (sie wurde vom Direktor der Zeugdruckerei Seiller & Cie. in Schaffhausen, Friedrich Herrmann, übernommen). 1836 finden wir Hanhart als leitenden Angestellten bei Gebr. Greuter und Rieter, für welche er die neue Rotfärberei in Frauenfeld organisierte. Obwohl seine Arbeitgeber versuchten, ihn durch grosszügige Bedingungen an die Unternehmung zu binden, war seine Stellung offenbar nicht derart lohnend, dass er 1849 nicht gerne die Möglichkeit ergriffen hätte, sein eigener Herr und Meister zu werden, indem er auf eigene Rechnung Dietikon übernahm. Man erhält den Eindruck, dass erst jetzt, unter seiner sicheren und erfahrenen Hand, die Möglichkeiten in Dietikon voll ausgeschöpft wurden und der Betrieb richtig in die Höhe kam. Neben seinen Altersgenossen Jakob Zeller, Heinrich Sulzer und Rudolf Sulzer war Jean Hanhart einer der wenigen, welche die Technik der Rotfärberei einigermassen beherrschten. Dass er, wie Jenny-Trümpy glaubte, die Stückfärberei 1820 auch in Neftenbach eingeführt hat, möchten wir freilich bezweifeln. Wir werden auf diese Frage zurückkommen[51].

Leider scheint es von der Rotfarb Dietikon keine Ansichten zu geben; sie würden uns einiges über den Charakter und die Grösse der Anlage verraten. So müssen wir versuchen, anhand von verstreuten Einzelangaben ein Gesamtbild zu gewinnen. Im Zeitpunkt der zürcherischen Fabrikenquête von 1855 beschäftigte Dietikon 44 Arbeiter, was einer Jahresleistung von etwa 25 000 Stück entsprach. In den 1860er Jahren soll die Produktion bei einer Belegschaft von 30 Arbeitern 60 000 Stück betragen haben[52]. Der Ausstoss pro Arbeitstag würde sich somit in diesen 10 Jahren von 2 auf 6 Stück erhöht haben. Hanhart muss den Betrieb wesentlich modernisiert und vor allem mechanisiert haben. Mit einer Handelsklassensteuer von 600 Fr. (1868) war Dietikon eine der höchstbesteuerten Unternehmungen im ganzen Kanton. Auch für Hanhart müssen die Sechzigerjahre goldene Zeiten gewesen sein, teils weil die Preissteigerung während des Sezessionskriegs grosse Gewinne abwarf, teils weil Frankreich 1864 die sog. «Admission temporaire», den zollfreien Veredelungsverkehr mit der Schweiz, gewährt hatte, sodass in den fol-

---

[51] A. Jenny-Trümpy, Art. Baumwollindustrie in Reichesbergs Handwörterbuch, Bern 1909, S. 40. Unten S. 207.

[52] Fabrikenquête von 1855: StAZ O 55. 2. Jenny-Trümpy 1902, S. 487.

genden Jahren riesige Mengen von türkischroten Tüchern zum Bedrucken nach Mülhausen gesandt wurden. Dass Dietikon in jenen Jahren auch engere Beziehungen zu Wollishofen anknüpfte und möglicherweise die Belieferung von Wollishofen mit roten Druckböden übernahm, ist bereits angedeutet worden. Bezeichnenderweise legte Hanhart die Überschüsse aus dem Rotfärbereigeschäft nicht bloss in Grund und Boden oder in Wertschriften an, sondern er errichtete in den Jahren 1865/67 in Spreitenbach eine Baumwollspinnerei und nannte sich hinfort «Rotfärber und Spinnereibesitzer»[53]. Nicht zuletzt verwendete er einen Teil seiner Zeit und seiner Mittel auf die Verschönerung seines Besitztums. Der Verfasser der Broschüre «Dietikon in Wort und Bild» hat 1921 eine Beschreibung der zur Rotfarb gehörenden Parkanlagen gemacht, die zitiert zu werden verdient.

«Links und rechts der Strasse», schreibt er, «diskret hinter hohen Umzäunungen liegen zwei prachtvolle Gartenanlagen, einerseits mit einer gemütlichen Laube, anderseits mit einem luxuriös ausgestatteten Pavillon, einer prächtigen Säulenhalle, vor welcher sich ein idyllischer Seerosenteich ausbreitet»[54].

Hanhart starb 1875 auf dem Höhepunkt einer zwanzigjährigen Aufschwungsphase; seine Söhne Rudolf (1836–1920) und August (1842–1920) übernahmen den Betrieb in einem Moment, wo die Rotfärberei bösen Zeiten entgegenging. Als das Ätzdruckgeschäft 1876 zusammenbrach, muss auch Dietikon schwierige Jahre durchgemacht haben. Nach den spärlichen Nachrichten, die wir besitzen, suchte man ein eigenes Exportgeschäft in roten Uni- und Druckgeweben aufzubauen, man interessierte sich für den französischen Markt, und es gelang, einen Vertreter in London zu finden, der regelmässige und grössere Aufträge erteilte. Rudolf Hanhart zog sich zu Anfang der 90er Jahre vom Geschäft zurück. Auch August scheint bald das Interesse an der Sache verloren zu haben. Es kann nicht einfach gewesen sein, für die Fabrik einen Käufer zu finden – Rotfärbereien waren derart spezialisiert, dass sie für andere Zwecke kaum zu verwenden waren. Zuerst richtete sich eine Fassfabrik in den Gebäulichkeiten ein, dann wurden sie 1905 von der Firma Hans Koch AG in eine Armaturenfabrik umgewandelt, die hauptsächlich als Zulieferer für die Waggonfabrik Schlieren tätig war. Auch für die kaufmännischen Aktiven – den Goodwill, das Vertreternetz, die Kundenkar-

---

[53] P. Dudzik, Innovation und Investition, Zürich 1987, S. 242 und 318.
[54] Dietikon in Wort und Bild, Dietikon 1921, S. 52.

tei – fand August Hanhart einen Interessenten, nämlich den Besitzer der Rotfarb Uznach, Gottfried Hofmann. Dessen Sohn, Ernst Hofmann, hat die Transaktion in seinen Erinnerungen wie folgt geschildert:

«Im Jahre 1904 machte unser bisheriger Konkurrent Hanhart in Dietikon uns die Mitteilung, dass er gedenke, sein Geschäft zu liquidieren, und er willens sei, die Kundschaft und mehrere Einrichtungen an uns zu verkaufen ... Wir traten sofort in Verhandlungen ein. Sie wickelten sich in freundschaftlicher und sehr zuvorkommender Weise ab und wurden gegen Bezahlung der vereinbarten Summe in wenigen Tagen zum Abschluss gebracht. Hanhart war ein älterer, müder Herr, der eine Last abwälzen und seine alten Tage in Ruhe geniessen wollte»[55].

Was Ernst Hofmann nicht erwähnt, ist der Umstand, dass August Hanharts Söhne nach dem Verkauf von Dietikon eine andere geschäftliche Tätigkeit suchen mussten. Zwei von ihnen, Konrad und Georg, wurden Überseekaufleute, der eine in Bangkok, der andere in Bombay.

Was Jean Hanhart-Solivo betrifft, so hatte er ausser den drei Söhnen (der älteste, Jakob, war Kaufmann in Wien) auch drei Töchter, die alle interessante Heiraten gemacht haben.

Die älteste war die Gattin des Winterthurer Gewebe-Exporteurs Martin Hoz, die jüngste war ebenfalls mit einem Gewebehändler, nämlich Gustav Grob, verheiratet. Unter der Firma Martin Hoz & Cie. führten die beiden Schwäger einige Jahre lang ein gemeinsames Kommissionsgeschäft, das 1874 aufgelöst wurde. 1883 geriet Martin Hoz in Schwierigkeiten und musste seine Zahlungen einstellen.[56] Die mittlere der Hanhart-Töchter war vermählt mit dem zürcherischen Stadtschreiber und NZZ-Redaktor Eugen Escher, der 1872, anstelle von Alfred Escher, in die Direktion der Nordostbahn gewählt wurde, dort mit grossem Einsatz die Finanzprobleme der späten 70er Jahre meisterte, aber 1894 bei dem von Guyer-Zeller inszenierten Übernahmecoup auf unzeremoniöse Weise abgedankt wurde. Seine Lebenserinnerungen sind ein wesentlicher Beitrag zur zürcherischen Geschichte der Jahre 1850–1900[57].

---

[55] Ernst Hofmann, Erinnerungen, Uznach 1943, S. 20.

[56] Die Familien Hotz und Hoz von Thalwil (Archiv für schweizerische Familienkunde I 1843), S. 183 (Martin Hoz-Hanhart 1820–1886).

[57] Eugen Escher, Lebenslauf in ruhigen und bewegten Zeiten, Zürich 1907. Es fällt auf, dass die Rolle, die Eugen Escher bei der baulichen Neugestaltung der 1860er Jahre gespielt hat, der Aufmerksamkeit der INSA-Redaktoren anscheinend entgangen ist, wenigstens wird er im INSA-Band 10 mit keinem Wort erwähnt.

2. Die Winterthurer Betriebe

2.1 Gebrüder Geilinger in Töss

Die erste Firma, welche sich in Winterthur für Rotfärberei interessierte, waren die Gebrüder Geilinger zur Arch. Nach Witzig war der Betrieb in der Arch eine kleine Indigo-Blaufärberei, wo Färber Hans Heinrich Geilinger z. T. auch blau-weiss gemusterte Druckstoffe für den lokalen Verbrauch herstellte[58]. Den Ambitionen der jüngeren Generation genügte dies nicht. Von Geilingers Söhnen, Ulrich Geilinger-Künzli (1773–1829) und Johannes Geilinger-Studer (1784–1844), hatte vor allem der ältere grosse Pläne. Er kaufte 1807 unterhalb des Dorfes Töss im «Krugeler» Land und erstellte dort 1809 ein erstes Fabrikgebäude[59]. 1814 liess er das alte Wohnhaus zur Arch in Winterthur sowie ein Fabrikgebäude und eine Tröcknerstube (Assekuranz-Nr. 301 a-c) abreissen und durch einen wesentlich grösseren Neubau ersetzen, der z. T. über dem Mühlekanal lag und gewerblichen Zwecken diente[60]. Im Klartext heisst dies, dass die Färberei in der Arch weitergeführt, daneben aber in Töss ein Zweigbetrieb eröffnet wurde, und wir brauchen auch nicht lange zu warten, bis der Charakter dieser Dépendance näher präzisiert wird: in einem Kaufbrief von 1816 werden die Gebrüder Geilinger erstmals «Färber zur Arch in Winterthur und Besitzer der Rotfarb zu Töss» genannt[61], eine Titulatur, die für die nächsten 20 Jahre zur Regel wird. 1817 erscheint die Firma auch im zürcherischen

---

[58] P. Witzig, Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte der Stadt Winterthur im 19. Jahrhundert, Winterthur 1929, S. 17.

[59] Grundprotokoll B XI Wülflingen-Winterthur 14, fol. 42 (StAZ). Es handelte sich um insgesamt 1 Juchart 1/4 Vierling (3240 m²) an der Töss, für die Geilinger 950 fl. bezahlte. Im Kaufbrief wird der Ort «Krugental» genannt, die Bezeichnung «Krugeler» kommt erst im Versicherungsprotokoll von 1826 vor. Das Baujahr 1809 für das erste Fabrikgebäude (Nr. 104a) wird im Grundprotokoll von 1826 erwähnt (B XI Wülflingen-Winterthur 19, fol. 8).

[60] Gebäudeversicherung Winterthur (Stadt AW).

[61] Grundprotokoll B XI Wülflingen-Winterthur 16 fol. 77a. Nach Benedikt Bilgeri, Geschichte Vorarlbergs, Graz 1982, S. 439, errichteten die Gebrüder Geilinger, zusammen mit der Bludenzer Spinnereifirma Getzner, Mutter & Gassner, 1819 auch in Feldkirch eine Türkischrotfärberei.

Ragionenverzeichnis, und zwar unter der Bezeichnung «Türkischrot-Garnfärberei».

Wie mag Ulrich Geilinger dazu gekommen sein, sich ausgerechnet einer so schwierigen Branche zuzuwenden? Es braucht keine allzu grosse Phantasie, um sich auszurechnen, von welcher Seite der Anstoss ausging. Ulrichs Tochter Elisabeth heiratete 1820 den Sohn eines in Zürich tätigen Färbers, Johann Philipp Holderbaum (1761–1833), der aus St. Goar im Rheinland stammte, sich 1809 in Unterstrass einbürgern liess und schliesslich 1815 das zürcherische Bürgerrecht erwarb. Da er zwei Häuser im Niederdorf besass, muss er ein bemittelter Mann gewesen sein. Seine Anwesenheit in Unterstrass lässt vermuten, dass er in einem der Zellerschen Betriebe arbeitete, von dort her die Rotfärberei kannte und seinem zukünftigen Gegenschwäher die nötigen Fachkenntnisse vermittelte. Töss wäre also ein Ableger von Unterstrass gewesen – so einfach sind manchmal die Dinge.

Als der rote Ätzdruckartikel grosse Mode wurde, unternahmen auch Gebrüder Geilinger die nötigen Schritte, um in Töss ganze Tücher färben zu können. 1819 wurde ein besonderes Farbhaus (Nr. 104 c) und 1826 ein grosser Tröckneturm erstellt, der gleichzeitig als Warm- und als Lufthänge diente (Nr. 127)[62]. Witzig nennt die Rotfarb Töss eine «für damalige Verhältnisse bedeutende» Anlage, die «über 100 Arbeiter» beschäftigt haben soll[63]. Der Versicherungswert war mit 19 500 fl. verhältnismässig hoch, höher als im Stampfenbach, in Dietikon oder in Aadorf. Doch das war nur so, weil in Töss die Tücherfärberei mit Garnfärberei und Indigodruck verbunden war. In den Grundprotokollen von 1819 und 1826 finden sich ziemlich detaillierte Beschreibungen der Rotfarb Töss[64]. Sie bestand aus 4 Gebäuden, von denen das im Sommer 1819 errichtete «kleine Farbhaus» (Nr. 104 c) wahrscheinlich für die Tücherfärberei bestimmt war, denn es war mit 2 Kesseln von je 6 Saum (9 hl) Inhalt sowie einem «etwas kleineren Kessel» ausgerüstet. Die Färbekapazität für Tücher kann nicht viel mehr als 10 000 Stück (15 Arbeiter) betragen haben. Berücksichtigt man aber, dass daneben auch Garn gefärbt wurde und dass in dem «grossen, massiv von Stein erbauten» Gebäude von 1815 (Nr. 104 b) sich ein Druckzimmer mit 24 Tischen be-

---

[62] Gebäudeversicherung Töss (StAZ, RR I 326 a).
[63] Witzig, a.a. O., S. 17.
[64] Grundprotokoll B XI Wülflingen-Winterthur 16, fol. 215 und 19, fol. 8.

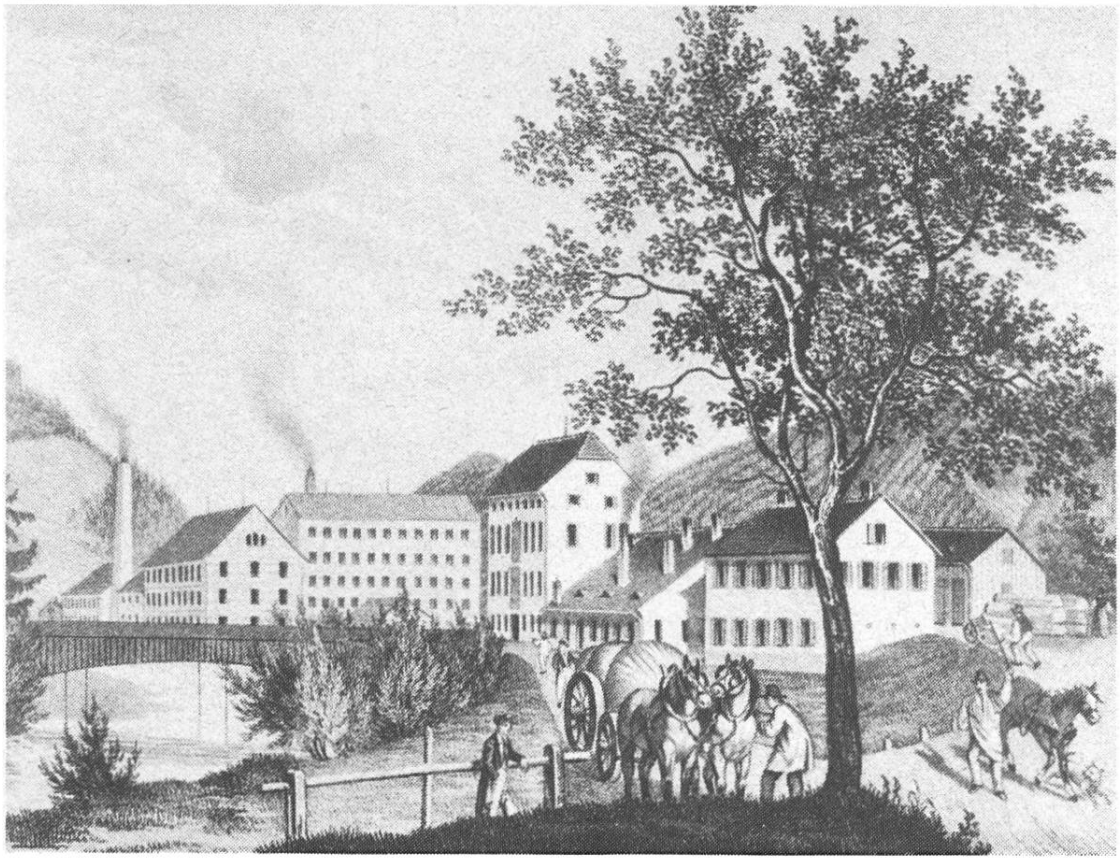

Abbildung 4:

Rotfärberei von Gebrüder Geilinger in Töss: Links im Hintergrund die Spinnerei Niedertöss von J. J. Rieter & Cie., rechts davon der Komplex der Geilingerschen Rotfarb (E. Dejung, 150 Jahre Joh. Jacob Rieter & Cie., Winterthur 1947, S. 65). Das auffallende, hohe und schlanke Gebäude in der Bildmitte ist die Warmhänge, der Anbau mit dem tiefgezogenen Dach und den 5 Kaminen das Farbhaus. Rechts daneben folgt die Druckerei, und dahinter befindet sich die Garnfärberei. Die Warmhänge ist erhalten geblieben und wird heute als Wohnhaus genutzt.

fand, so kommt man für das Ganze leicht auf 100 Arbeiter, worunter 72 allein für die Druckerei.

Im übrigen gibt es eine ausgezeichnete Ansicht der Rotfarb Töss, die 1947 von Emanuel Dejung publiziert worden ist, wobei der Leser freilich selber herausfinden muss, dass die Häusergruppe im Vordergrund die Geilingersche Rotfarb darstellt[65]. Das einstöckige Gebäude in der Mitte mit dem tiefgezogenen Dach und den 5 Kaminen ist das Farbhaus von 1809 (Nr. 104 a). Es wird linker Hand flankiert von der grossen Warm- und Lufthänge von 1826 (Nr. 127), die mit ihren 4 Geschossen überaus stattlich wirkt und noch heute existiert. Rechts liegt das Druckereigebäude mit den 5 Fensterachsen (Nr. 104 b), und der niedrige Schuppen im Hintergrund ist vermutlich die Garnfärberei von 1819 (Nr. 104 c).

Schon am Fehlen einer besonderen Lufthänge und eines Waschhauses lässt sich ablesen, wie beiläufig die Tücherfärberei hier behandelt wurde. In der Töss war zwar Wasser im Überfluss vorhanden und die Tücher konnten an einem über den Fluss gespannten Seil in die Strömung gehängt werden, doch war dies ein reichlich behelfsmässiges Prozedere. So taucht denn 1822 der Plan auf, einen Kanal durch die Rotfarb zu bauen[66], wozu man sich das nötige Land bereits gesichert hatte, und am 15. Mai 1823 erteilte die Regierung auch das erforderliche Wasserrecht, jedoch nur unter einschränkenden Bestimmungen. Ulrich Geilingers Absicht scheint darin bestanden zu haben, zusammen mit einem Compagnon, Rudolf Wipf, eine kleine Spinnerei von Seuzach nach Töss zu verlegen, um auf diese Weise den Kanal besser zu rentabilisieren. Das neue Wasserrecht wurde deshalb nur für den Betrieb «einer mechanischen Spinnerei und Calandre» erteilt. Ferner wurde wegen der Rückstaugefahr anstelle des 3 Fuss hohen Wehrs nur ein 1/2 Fuss hohes Schwellholz quer durch das Tössbett bewilligt, sodass bei der Rotfarb praktisch kein Gefälle vorhanden war[67]. Da das Projekt Geilingers Mittel offensichtlich überstieg, suchte er das wertvolle Wasserrecht zu veräussern, und es gelang ihm auch, einen Käufer zu finden, nämlich die Firma J. J. Rieter & Cie., die gemäss Vertrag vom 23. Januar 1825 ge-

[65] E. Dejung, 150 Jahre Joh. Jacob Rieter & Cie., Winterthur 1947, S. 65 (Spinnerei und Werkstätten in Niedertöss um 1845, nach Schönfeld).

[66] Grundprotokoll B XI Wülflingen-Winterthur 17, fol. 300 a.

[67] Protokoll der Kommission für administrative Streitigkeiten, 25. 4. 1823 (StAZ, NN 10.19 S. 143).

meinsam mit zwei weiteren Interessenten, Melchior Ziegler und Heinrich von Sulzer-Wart, das Wasserrecht samt 2 3/4 Juchart Land unterhalb der Rotfarb zum Preis von 3250 fl. erwarb[68]. Die Käufer erhielten die Erlaubnis, den geplanten Kanal von 6–8 Fuss Breite durch das Rotfarbareal zu ziehen, und Gebrüder Geilinger sicherten sich das Recht, «alle und jede in ihrer Färberei bearbeiteten, gefärbten und gedruckten Waren, sei es Garn oder Tuch, jederzeit ungehindert auszuwaschen». Das Abwasser musste durch «eine über den Kanal hingeführte Leitung» direkt in die Töss evakuiert werden.

Auch so scheinen Gebrüder Geilinger mit der Tücherfärberei in Töss ihre liebe Mühe gehabt zu haben. Der Ausdruck «Geilinger-Ware» galt in Branchekreisen als Bezeichnung für mangelhafte Qualität[69]. Ulrich Geilinger starb 1829, bevor er Zeit gehabt hatte, den Betrieb in Töss richtig zu organisieren. Inzwischen hatte in Neftenbach ein überlegener Konkurrent Fuss gefasst. Ulrichs Sohn, Heinrich Geilinger-Ehrensperger (1805–1862), der die Firma gemeinsam mit seiner Mutter und seinem Onkel Johannes Geilinger-Studer weiterführte[70], widmete sich in erster Linie dem Druckgeschäft. Als die Indiennefabrik von Sulzer & Steiner 1833 ihre Tätigkeit einstellte, war dies für Gebrüder Geilinger die grosse Chance, um neben dem blauen auch den roten Artikel in ihr Produktionsprogramm aufzunehmen. Gleichzeitig wurde das leitende Kader in der Arch verstärkt, indem Geilinger seinen Schulkameraden Rudolf Sulzer (1805–1873) als Farbenmacher einstellte[71]. Zwei Jahre später wurde Sulzer zum Associé befördert, doch scheint ihn die Tätigkeit bei Geilinger nicht befriedigt zu haben; er trat 1842 aus, und da Jo-

---

[68] E. Dejung, a.a. O., S. 53. Grundprotokoll B XI Wülflingen-Winterthur 20, fol. 38. Bei dem von Dejung genannten Kaufpreis von 32 150 fl. liegt ein Druckfehler vor. Das übrige Land erwarb das Konsortium direkt von den Bauern, wobei Preise bis zu 1000 fl. und mehr pro Juchart bezahlt wurden.

[69] Friedrich Herrmann, Diessenhofen, an Heinrich Sulzer, Aadorf, 6. 10. 1837. Bedauert, dass die ihm gelieferten Stücke seiner Erwartung nicht entsprächen. Er habe auf ungefähr gleiche Qualität wie früher gerechnet, «nicht aber auf Geilinger-Ware», denn «mit dergleichen ist mir gar nicht gedient und kann solche nur mit bedeutendem Nachteil verwenden» (Firmenarchiv Heinrich Sulzer, Aadorf).

[70] Für Einzelheiten ist auf die Ragionenscheine zu verweisen (StAZ O 38 d 16, fol. 79).

[71] Heinrich Geilinger an Heinrich Sulzer in Aadorf, 24. 2. 1834: Der «Pariser Sulzer» werde demnächst nach Winterthur zurückkehren, «ich erwarte selbigen am Ende nächsten Monats hier, wo er dann bei uns als Farbenmacher eintreten wird» (Firmenarchiv Heinrich Sulzer, Aadorf).

hannes Geilinger 1844 starb, musste Heinrich das Geschäft auf alleinige Rechnung übernehmen. Er entschloss sich, die Rotfärberei an den Nagel zu hängen und sich ganz auf das Druckgeschäft zu konzentrieren. So wurde denn die Fabrik in Töss der Witwe Geilinger-Studer überlassen und von dieser 1846 zum Preis von 11 000 fl., weit unter ihrem wirklichen Wert, an J. J. Rieter & Cie. verkauft[72].

Die weiteren Schicksale der Zeugdruckerei in der Arch brauchen uns hier nicht zu beschäftigen, indessen ist *eine* Frage noch kurz zu erörtern. Paul Witzig hat die Behauptung aufgestellt, Geilinger habe die bereits aufgegebene Rotfärberei später, um 1865, von neuem aufgenommen, ja diese Abteilung habe damals einen besonders grossen Umfang angenommen. «Die Produktion soll zu dieser Zeit bedeutender gewesen sein als diejenige von Aadorf und Dietikon»[73]. Dies muss auf einem Missverständnis beruhen. Aadorf färbte in jenen Jahren etwa 180 000 Stück im Jahr und Dietikon wenigstens 60 000. Von einer auch nur einigermassen vergleichbaren Aktivität lässt sich in der Arch beim besten Willen nichts feststellen. Selbstverständlich ist auch dort immer wieder gebaut und verbessert worden. 1846 wurde im Farbhaus eine Dampfheizung eingerichtet und im Hof ein «Luftturm», d. h. eine Lufthänge erstellt. Doch solche Einrichtungen wurden auch für den Zeugdruck gebraucht. Anderseits verschwindet der Name «Rotfärberei» 1846 völlig aus den Versicherungsakten, und das Hauptgebäude (Nr. 301 d) wird nur noch als «Blaufarbhaus mit Kattundruckerei und Tröcknerstube» bezeichnet. Es fehlte auch ein richtiges Waschhaus, das für die Rotfärberei unentbehrlich gewesen wäre. Witzig hat angenommen, dass die roten Tücher auswärts, nämlich in der Walche an der Schützenstrasse, die von Gebrüder Geilinger 1830 angekauft worden war, ausgewaschen worden seien. Tatsächlich begann man in der Walche 1860 mit grösseren Umbauten, die erst 1862, beim Tode von Heinrich Geilinger, abgeschlossen waren. Doch wird die Walche (Nr. 885) von da an unmissverständlich als «Blauwaschhaus» bezeichnet. Im übrigen war die Walche gute 500 m von der Arch entfernt und konnte nur über das öffentliche Strassennetz erreicht werden. Der ständige Hin- und Rücktransport der Gewebe zwischen den Trockenräumen und dem Waschhaus wäre für die

---

[72] Grundprotokoll B XI Wülflingen-Winterthur 31, fol. 184 und 280. E. Dejung, a.a. O., S. 66.

[73] Witzig, a.a. O., S. 18.

Rotfärberei äusserst umständlich gewesen. Und war das Eulachwasser wirklich so sauber, dass es beim Auswaschen nicht hätte Überraschungen geben können? Musste der Umstand, dass die Färberei in der Schleife ihr Abwasser ungereinigt in die Eulach leiten durfte, nicht einem Untenanlieger wie Gebrüder Geilinger jede Art von Rotfärberei verunmöglichen? Ein letzter Punkt: Gebrüder Geilinger waren 1873 Mitglied der «Vereinigung der schweizerischen Türkischrot-Drucker», gehörten aber nicht zu den Firmen, welche mit dem Ätzdruck auch Rotfärberei verbanden[74]. Angesichts all dieser Gegengründe ist Witzigs Behauptung kaum aufrechtzuerhalten, wobei einzig die Frage offen bleibt, welche Tatsachen sich eingentlich hinter dieser merkwürdigen These verbergen[75].

2.2 J. Ziegler & Cie. in Neftenbach

Bis in die 1850er Jahre hinein war die Rotfarb Neftenbach «die grösste in der Schweiz»[76], und ihr Gründer Jakob Ziegler-Steiner (1775–1863) - nach seiner dritten Frau meist Ziegler-Pellis genannt – war eine Unternehmerpersönlichkeit besonderer Prägung. Wenn er im Winterthurer Bürgeretat 1855 Kaufmann genannt wird, so wird diese Bezeichnung seinem Begabungstypus in keiner Weise gerecht. Er war in erster Linie technisch interessiert, ein Pröbler, der in seinem Haus zum Steinberg in Winterthur ein Laboratorium eingerichtet hatte, dort ständig experimentierte und auch zweimal grössere Explosionen produzierte. Daneben hatte er von seinem Vater einen ausgeprägten Unternehmungsdrang geerbt und auch die Mittel, denselben zu befriedigen. Neftenbach war nur eine seiner Gründungen, die er alle mehr oder weniger gleichzeitig förderte und manchmal durch seinen Ideenreichtum auch hemmte. Die Firma J. Ziegler & Cie. besass ausser der Rotfarb in Neftenbach auch die chemische Fabrik auf der Neuwiese in Winterthur und die Tonwarenfa-

---

[74] A. Jenny-Trümpy, Handel und Industrie des Kantons Glarus II, Glarus 1902, S. 630.

[75] Sollte die Bemerkung Witzigs sich am Ende auf Neftenbach beziehen? Von 1880 an bestanden direkte verwandtschaftliche Beziehungen zwischen der Arch und Neftenbach, indem Karl Geilinger 1881 eine Tochter von Jakob Ziegler-Biedermann und deren Bruder Jakob Ziegler 1884 eine Schwester Karl Geilingers geheiratet hatte. Die geschäftlichen Beziehungen können nicht weniger eng gewesen sein!

[76] G. Meyer v. Knonau, Der Kanton Zürich, St. Gallen und Bern 1834, S. 108.

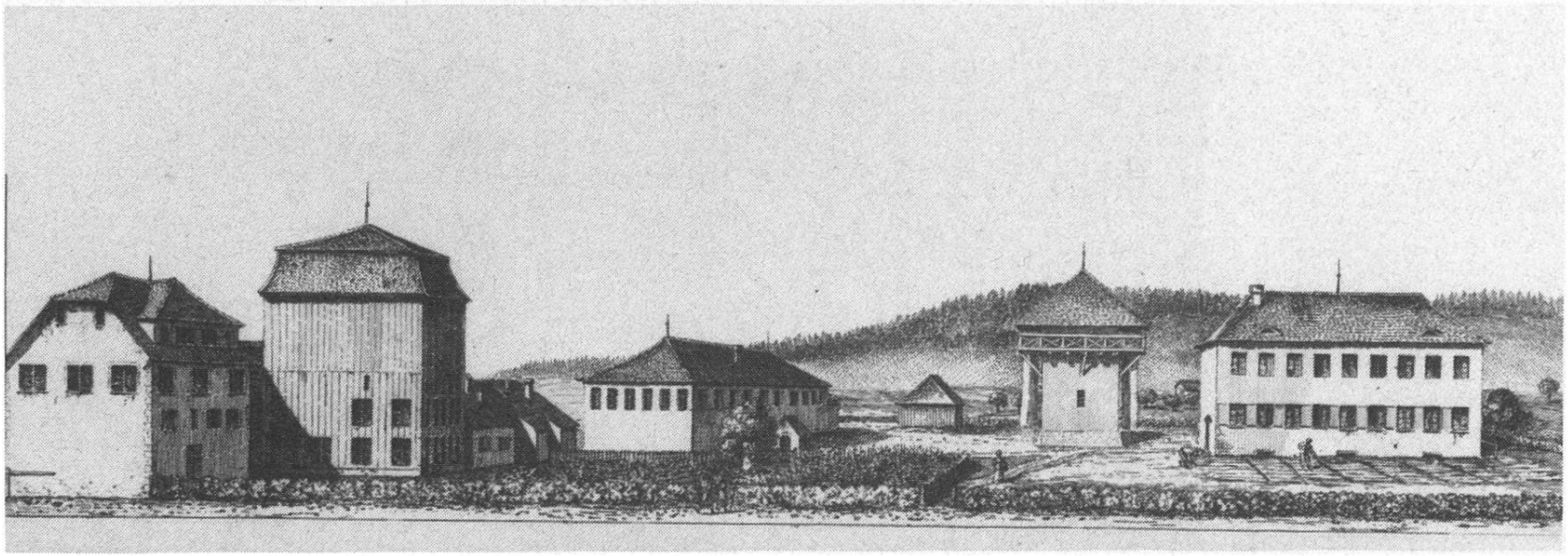

Abbildung 5:

Rotfärberei von J. Ziegler & Cie. in Neftenbach: Stich von Franz Hegi, undatiert und unbezeichnet (Kunsthaus Zürich, Graphische Sammlung; vgl. H. Appenzeller, Der Kupferstecher Franz Hegi, Zürich 1906, S. 118). Die Ansicht stellt offensichtlich eine Tücher-Rotfärberei dar, doch hält es schwer, die einzelnen Gebäude anhand des Brandkatasters genauer zu identifizieren. Neftenbach wurde von häufigen Brandfällen heimgesucht, was auch die vielen Blitzableiter nicht zu verhindern vermochten!

brik Flurlingen. Unter der Ragion Ziegler-Steiner betrieb Ziegler seit 1812 eine Mineralwasserfabrik, ausserdem war er Hauptaktionär und Präsident der Spinnerei im Hard bei Wülflingen. Auf seinen Inspektionsfahrten soll er jeweils zuerst im Hard haltgemacht haben, dann folgte ein Besuch in Neftenbach, und schliesslich gings noch nach Flurlingen. Die Firmenbezeichnung lautete 1835: «Chemische Produkte, rohe und verarbeitete Baumwolle». Deutlicher lässt sich der Konglomerats-Charakter seines Mini-Imperiums nicht umschreiben[75].

Dass ein so vielseitig tätiger Mann sich auch für die Rotfärberei interessierte, ist nicht erstaunlich. Bezeichnenderweise steht jedoch in Neftenbach am Anfang ein Fehlprojekt, das mit einer Mischung von Glück und Können in einen Erfolg umfunktioniert wurde. Die aufschlussreichste Quelle über die Frühzeit von Neftenbach ist der Rückblick auf die zürcherische Zeugdruck-Industrie, den die Kaufmännische Gesellschaft Zürich in ihrem Jahresbericht 1882 veröffentlichte. Hier heisst es:

«Jakob Ziegler in Winterthur errichtete im Jahre 1815 in der Nähe von Neftenbach eine Rasenbleicherei. Daraus entstand im Jahre 1817 eine Türkischrot-Garnfärberei unter der Firma J. Ziegler & Cie. Ein französischer Färber namens J. Garcin leitete den Betrieb. Im Jahre 1819 begann man auch mit der Türkischrot-Stückfärberei»[76].

Dazu ist folgendes zu bemerken:

- Die Zieglersche Gründung war nicht eine blosse Rasenbleiche, sondern eine Schnellbleiche, wo das traditionelle Auslegen der Tücher an der Sonne durch ein Chlorkalkbad ersetzt war. In Neftenbach konnten die Tücher an Ort und Stelle, also ohne zeitraubenden Hin- und Hertransport, gewalkt werden, und ausser der Walke war die Näfbleiche mit weiteren mechanischen Einrichtungen versehen, einer Auswind-Maschine, zwei Aufhängemaschinen und 3 Aufwindstühlen. Trotzdem scheint die Neuschöpfung nicht prosperiert zu haben, Ziegler verlor das Interesse und verkaufte die ganze Anlage 1817 für die Summe von 50 700 fl. an seinen Compagnon, den Zürcher Hans Ulrich Rordorf (1774–1856). Rordorf versprach, wenn «mit der Zeit die Geschäfte und mithin auch die Bleiche in besseren Flor» kämen, Ziegler für die von ihm gebrachten Opfer «freundschaftlich zu considerieren».

---

[75] Ragionenscheine, Bezirk Winterthur I, O 38 d 16, fol. 184 (StAZ).

[76] Kaufmännische Gesellschaft Zürich, Bericht über Handel und Industrie im Kanton Zürich 1882, S. 122.

Er machte aber schon 1819 Konkurs, sodass die Näfbleiche wieder an Jakob Ziegler zurückfiel[77].

- Zu welchem Zeitpunkt die Rotfärberei in Neftenbach eingeführt wurde, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen, es ist aber unwahrscheinlich, dass dies schon vor 1819 , also noch in der Aera Rordorf, der Fall war. Die erste Erwähnung der Umstellung datiert von 1820, als Ziegler bei seinem Associé Franz Thellung ein hypothekarisch gesichertes Darlehen von 25'000 fl. aufnahm, das offenbar für den Ausbau von Neftenbach bestimmt war. Hier wird die Anlage als «Natur- und chemische Bleiche, wobei auch eine Rotfarb» bezeichnet. Aus der Beschreibung der verschiedenen Gebäulichkeiten geht hervor, dass sich in einem Flügel des grossen Tröcknehauses (Nr. 118 b) eine «vollständige Einrichtung zur Zubereitung der Ölbeizen zum Rotfärben», im andern Flügel «ein grosser viereckiger Kessel nebst Ofen, ferner ein grosser runder Kessel nebst Zubehör» befanden.[78] Ziegler hatte im übrigen Glück: 1822 brannte ein grosser Teil der Näfbleiche ab, sodass er die bisherigen Gebäude durch geeignetere Neubauten ersetzen konnte.
- Die Umwandlung der Schnellbleiche in eine Rotfärberei, 1819 oder 1820, entsprach einem Bedürfnis der Zeit. Ulrich Geilinger war in Töss bereits mit dem guten Beispiel vorangegangen. In der Stückfärberei fand Zieglers Interesse für mechanische Dinge ein dankbares Anwendungsfeld, und für die färberische Leitung hatte er einen kompetenten Fachmann gefunden. Der Bericht der KGZ ist nicht zuletzt deshalb so wertvoll, weil hier ausnahmsweise einmal einer der französischen Rotfärber, die zum Aufbau der neuen Industrie beigezogen wurden, namentlich erwähnt wird. Garcin muss ein äusserst fähiger Mann gewesen sein. Neftenbach war in der Frühzeit der Türkischrot-

---

[77] Grundprotokoll B XI Wülflingen-Winterthur 320, fol. 56 b (10. 8. 1817). Ob es bereits Rordorf war, der in Neftenbach mit Rotfärben begann, wie O. Sigg (E. Ott, H. Kläui und O. Sigg, Geschichte der Gemeinde Neftenbach, Neftenbach 1979, S. 380) annimmt, wagen wir nicht zu entscheiden. Es gibt einen einzigen Umstand, der in diese Richtung weist: Rordorf soll 1810 als Färber in Rouen gearbeitet haben (S. Rordorf, Mitteilungen über das Rordorf-Geschlecht, Zürich 1920, S. 229). Auch dann steht sein Scheitern in Neftenbach mit dem eklatanten Erfolg Garcins in auffallendem Kontrast.

[78] Grundprotokoll B XI Wülflingen-Winterthur 320, fol. 152 a (1. 5. 1820).

Stückfärberei der einzige Betrieb, dessen Leistungen qualitativ befriedigten. Die von Ziegler gefärbte Ware galt als musterhaft und wurde Anfängern in der schwierigen Kunst des Rotfärbens jeweils als Vorbild zitiert. So schrieb der Winterthurer Gewebehändler G. A. Hirzel zur Demut am 29. Juni 1837 an den jungen Heinrich Sulzer, der wenige Jahre vorher in Aadorf mit dem Rotfärben begonnen hatte: *«Wenn Sie einmal zu mir kommen, will ich Ihnen den frappanten Unterschied zwischen Ihnen und Ziegler zeigen»*[79].

- Adolf Jenny-Trümpy hat die These vertreten, die Stückfärberei sei in Neftenbach von Jean Hanhart-Solivo eingeführt worden, doch davon ist in dem zitierten Bericht der KGZ nichts zu finden. Hanhart war 1820 erst 17jährig, etwas jung für eine so anspruchsvolle Aufgabe! Anderseits war sein Bruder, Louis Hanhart-Ziegler in den Jahren 1835–49 in Neftenbach als Betriebsleiter tätig. Die Frage stellt sich, ob Jenny-Trümpy nicht Hanhart-Solivo mit seinem Bruder Louis verwechselt hat[80].

Leider weiss man nicht, wie lange Garcin in Neftenbach gearbeitet hat – seine Anwesenheit scheint in den Quellen keinerlei Spuren hinterlassen zu haben. Erst von 1830 an sind einzelne Bewohner der Rotfarb in den Neftenbacher Pfarrbüchern greifbar. Der prominenteste von ihnen ist Louis Hanhart-Ziegler (*1811), der 1834 Jakob Zieglers Tochter Caroline heiratete und vom Schwiegervater in Neftenbach plaziert wurde[81]. Hanhart hat den Betrieb während 15 Jahren geleitet. Sein Eintritt fiel zeitlich zusammen mit einer wesentlichen Erneuerung und Vergrösserung der Produktionsanlagen. Die Kapazität wurde auf 8 Farb- und 8 Avivierkessel erhöht, was einer jährlichen Leistung von 60 000 Stück entsprach, und dazu kamen noch Einrichtungen für die

---

[79] Firmenarchiv Heinrich Sulzer, Aadorf. K. Sulzer, a.a. O., S. 75.

[80] A. Jenny-Trümpy, Art. Baumwollindustrie in Reichesbergs Handwörterbuch (Sonderabdruck), S. 40: in Neftenbach sei «ein Färber aus Rouen für die Garnfärberei und 1820 der in Eberfeld geschulte J. Hanhart-Solivo für die Stückfärberei herangezogen» worden.

[81] StAZ, E III 78.4. Louis Hanhart wird erstmals bei der Geburt seines Sohnes Rudolf erwähnt, der am 31. 1. 1836 von Pfarrer Felix Herder in Neftenbach getauft wurde. Taufzeugen waren Rudolf Hanhart von Diessenhofen und Charlotte Trümpler-Steiner von Zürich.

Garnfärberei von 1200 bis 1500 Zentner (à 50 kg) pro Jahr[82]. 1855 betrug die Belegschaft 112 Personen (davon 76 erwachsene Arbeiter), sodass man auf eine Leistung von etwa 2 Stück pro Arbeitstag kommt. Wahrscheinlich hatte der Ausstoss damals die 60000-Stück-Grenze bereits wesentlich überschritten. Für 1867 wird eine Produktion von jährlich 80000 Stück erwähnt[83]. Aadorf, das 1834 ganz bescheiden begonnen hatte, erreichte erst von 1855 an einigermassen vergleichbare Produktionszahlen, doch dann lieferten sich die beiden Konkurrenten ein Kopf-an-Kopf-Rennen, das Aadorf zu Ende der 50er Jahre zu seinen Gunsten entschied.

Natürlich lässt sich die bauliche Entwicklung der Rotfarb einigermassen anhand des Neftenbacher Brandkatasters verfolgen, und da Ziegler für Erneuerungs- und Erweiterungsbauten wiederholt hypothekarische Darlehen aufnahm, finden sich detaillierte Beschreibungen der Fabrikanlage auch in den Grundprotokollen. Ein deutliches Bild lässt sich aus diesen Angaben aber nicht gewinnen. Man erhält den Eindruck, dass kaum eine andere Anlage so oft umgebaut und so oft von Fabrikbränden heimgesucht worden ist, wobei jeweils eingreifende Veränderungen stattfanden, die in den Versicherungsakten nicht klar zum Ausdruck kommen. Auch die ikonographischen Quellen helfen uns nicht weiter. Es existiert zwar eine hübsche Ansicht der Rotfarb Neftenbach, die um 1835 von Franz Hegi als Briefkopfvignette gestochen wurde, doch erweist es sich als unmöglich, die hier gezeigten Gebäude mit den im Brandkataster aufgeführten Assekuranznummern in Verbindung zu bringen – die Abweichungen sind derart, dass man sich sogar fragen kann, ob der Hegische Stich wirklich die Rotfarb Neftenbach darstellt[84].

Rotfärbereien waren besonders brandgefährdet, weil gebeizte Tücher, die nicht sofort aufgehängt wurden, sondern über Nacht liegen

---

[82] E. Ott, H. Kläui und O. Sigg, Geschichte der Gemeinde Neftenbach S. 376. In einem Grundbuchvermerk von 1839 notiert der Protokollführer: «Übrigens sollen die Gebäude und Güter in sehr gutem Zustand unterhalten und die ganze Fabrik auf eine wöchentliche Produktion von ca. 1200 rote Calicos und 24–30 Zentner Garn berechnet worden sein» (Grundprotokoll B XI Wülflingen-Winterthur 327 fol. 68).

[83] Bericht über die Beteiligung der Schweiz an der allgemeinen Kunst- und Industrieausstellung in Paris 1867 (Verfasser: P. Bolley) (BBl 1868 I, S. 579).

[84] Heinrich Appenzeller, Der Kupferstecher Franz Hegi, Zürich 1906, S. 118 (Nr. 556). Das Original befindet sich im Besitz der Zürcher Kunstgesellschaft.

blieben, zur Selbstentzündung neigten. Fabrikbrände kamen meistens dann vor, wenn der Betrieb überlastet war; sie waren aber auch ein Anzeichen für mangelhafte Betriebsleitung. In Neftenbach sind mehr oder weniger schwere Brandfälle für 1822, 1838 und 1851 bezeugt, und in der Aera Hanhart-Ziegler muss es auch sonst noch Management-Probleme gegeben haben. Nach dem Bericht der KGZ wurde die Rotfärberei damals

«etwas stiefmütterlich behandelt, was sich bald in empfindlicher Weise fühlbar machte. Der Gewinn verwandelte sich in Verlust und es drohte ein unaufhaltsamer Rückgang, als im Jahre 1841 eine junge frische Kraft in das Geschäft eintrat»[85].

Der neue Mann hiess Adolf Rieter-Rothpletz (1817–1882) und war ein Sohn Heinrich Rieters aus dem Rothaus in Winterthur, Teilhaber des grossen Fabrikations- und Exporthauses Gebr. Greuter & Rieter. Da der junge Adolf keine Möglichkeit sah, in der Firma des Vaters Karriere zu machen, während in der Chefetage von Ziegler & Cie. eine empfindliche Lücke auszufüllen war, trat er auf den 1. August 1841 als Prokurist bei Ziegler ein. «Durch unermüdliche Tätigkeit, Intelligenz und strenge Ökonomie gelang es ihm, der Färberei in Neftenbach einen neuen Aufschwung zu geben», sodass er in wenigen Jahren eine massgebende Position errang[86]. Louis Hanhart zog sich 1849 aus der Firma zurück und ging nach Zürich, wo er sich unter der Firma «Hanhart-Ziegler» dem Kommissionshandel mit Baumwollgeweben widmete. In Neftenbach rückte 1853 ein Enkel Jakob Zieglers, Jakob Ziegler-Biedermann (1829–1904), als Leiter des Betriebs nach.

Das erste, was Adolf Rieter tat, war, dass er die Wasserversorgung in Neftenbach verbesserte. Im Waschhaus von 1834 neben dem Näfbach (Nr. 182 b) waren zwei Waschräder aufgestellt, und später hatte man sich mit einer einfachen Wascheinrichtung an der Töss beholfen, indem zwei Ketten über den Fluss gespannt waren und die Tücher daran ins laufende Wasser gehängt wurden. Nun wurde (1848) ein 600 m langer Kanal von der Töss in die Fabrik angelegt, der 3 Meter Gefälle aufwies und sowohl dem Kraftantrieb wie dem Auswaschen diente[87].

---

[85] KGZ 1882. S. 122.

[86] KGZ 1882, S. 122. Rieter wurde am 1. 6. 1847 zum Teilhaber befördert (Kundenzirkular, O 38d 16,fol. 184). Der Bericht der KGZ wurde kurz nach seinem Tod geschrieben und liest sich auf weite Strecken wie ein Nachruf auf Rieter-Rothpletz.

[87] Geschichte der Gemeinde Neftenbach, S. 379.

Sodann wandte sich Rieter der kommerziellen Seite des Rotfärbereigeschäfts zu. Neben dem traditionellen Façongeschäft wurden wohl von Anfang an auch eigene Tücher gefärbt; dadurch konnte die Lieferbereitschaft verbessert werden, und man vermied die bei der Lohnfärberei üblichen Reklamationen. Doch grössere Verkaufsanstrengungen oder eine eigentliche Verkaufsstrategie waren damit nicht verbunden. Der Absatz wickelte sich über die Winterthurer Donnerstagsbörse ab, und damit punktum. Dies änderte sich nun. Einen weithin sichtbaren Erfolg erzielte Neftenbach an der Londoner Weltausstellung von 1851, wo seine türkischroten Tücher mit einer Medaille ausgezeichnet wurden[88]. Gleichzeitig fing Rieter an, rote Gewebe auswärts zu bedrucken und auf eigene Rechnung zu exportieren, wobei er seine Vertreter auf häufigen Auslandreisen persönlich besuchte – etwas, das für einen Rotfärber undenkbar gewesen wäre. 1857 gehörte er zu den Gründern der Schweizerischen Exportgesellschaft, welche durch Kommanditierung von jungen Schweizer Kaufleuten Verkaufsstützpunkte in Übersee schuf und auf diese Weise der Schweizer Industrie neue Absatzmärkte erschliessen wollte. Einige dieser Stützpunkte erlitten in der Krise von 1866/67 so schwere Verluste, dass die Gesellschaft zur Liquidation gezwungen war und die Beteiligten von Glück reden konnten, dass das Aktienkapital «fast intakt» zurückbezahlt wurde[89].

Eine weitere Initiative Adolf Rieters bestand darin, dass er 1853 die Hürlimannsche Zeugdruckerei in Richterswil erwarb. Neftenbach war fortan wie Islikon eine kombinierte Unternehmung, die gleichzeitig über eigene Rotfärberei- und Druckkapazität verfügte. Bisher hatte es in Winterthur ein einziges grosses Fabrikations- und Exporthaus gegeben, das die Rotfärberei, den Druck und den Vertrieb der baumwollenen Gewebe in einer Hand vereinigte: Gebrüder Greuter & Rieter. Nun war plötzlich ein zweiter Anwärter auf die Rolle des Marktleaders vorhanden, der ganz ähnlich strukturiert war, nach den gleichen Methoden arbeitete und der Greuterschen Unternehmung überall heftige Konkurrenz machte. Islikon und Neftenbach, bemerkte damals Heinrich Sulzer in Aadorf,

---

[88] Nachträglich zirkulierte in Winterthur das Gerücht, Neftenbach habe seine Medaille wegen einer Verwechslung mit den Erzeugnissen von Aadorf gewonnen. Der wirkliche Hergang ist nicht mehr zu eruieren.

[89] A. Jenny-Trümpy, Handel und Industrie des Kantons Glarus II, S. 493.

»jagen nun einander herum, aber gewiss nicht zu Nutz und Frommen des einen wie des andern»[90].

Man versteht, dass die beiden Unternehmungen, die sich so ähnlich sahen, in der Literatur oft miteinander verwechselt worden sind, vor allem auch weil die Neftenbacher Firma, um die dominierende Rolle Adolf Rieters auch äusserlich zum Ausdruck zu bringen, 1858 in «Rieter, Ziegler & Cie.» umbenannt wurde, während bei Gebrüder Greuter & Rieter 1849–1864 zwei der drei Teilhaber ebenfalls Rieter und Ziegler hiessen[91]. Für den Uneingeweihten waren die personellen Verhältnisse somit reichlich verwirrend. Bei aller Ähnlichkeit bestand jedoch ein grundlegender Unterschied zwischen den beiden Firmen: Islikon war eine Zeugdruckerei, die sich nach längerem Zögern eine Rotfärberei angegliedert hatte. Umgekehrt hatte sich Neftenbach durch Acquisition einer Druckerei aus einer reinen Rotfarb in ein kombiniertes Fabrikations- und Exporthaus verwandelt. Die Rotfärberei hatte in den beiden Unternehmungen einen durchaus andern Stellenwert – in Neftenbach war sie Ausgangspunkt, in Islikon blosses Anhängsel des Unternehmungsgebäudes. In Neftenbach lag die Leitung in der Hand von Mitgliedern der Familie Ziegler, während der Greutersche Betrieb in Frauenfeld von auswärtigen Direktoren geführt wurde.

Die Verschiedenheit der beiden Unternehmungen kommt auch in der Niedergangsphase von 1876 ff. zum Ausdruck. Mit dem Zusammenbruch des Ätzdruckmarkts erwiesen sich die kombinierten Unternehmungen als zu gross und zu schwerfällig. Für Islikon war dies das Signal zu schleunigem Rückzug aus einem verlustreich gewordenen Geschäft. Bei Rieter, Ziegler entschied man sich für eine andere Strategie: was Adolf Rieter-Rothpletz in mühevoller Arbeit zu einem kombinierten Gebilde zusammengeschweisst hatte, wurde nun von seinem Sohn, Fritz Rieter-Bodmer (1849–1896), der 1882 beim Tode des Vaters die Oberleitung von Rieter, Ziegler & Cie. übernommen hatte, wieder in seine ursprünglichen Bestandteile zerlegt. Richterswil wurde in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, Neftenbach in Form einer Kommanditgesellschaft unter der Firma «Ziegler & Cie.» verselbständigt, wobei

[90] Heinrich Sulzer an seinen Sohn Heinrich, 28. 12. 1852 (K. Sulzer, a.a. O., S. 163).

[91] Die Teilhaber waren Ulrich Egg-Greuter (1801–1878), Heinrich Ziegler-Greuter (1802–1877) und Heinrich Rieter-Sulzer (1790–1870). Rieter-Sulzer war der Vater von Adolf Rieter, während Ziegler-Greuter mit Jakob Ziegler-Pellis nur sehr weitläufig verwandt war.

zwei Urenkel des Gründers, der Chemiker Jakob Ziegler-Geilinger (1856–1917) und der Kaufmann Hugo Ziegler-Aebli (1861–1933), als Chefs und Fritz Rieter-Bodmer als Kommanditär beteiligt waren. Neftenbach wurde auf diese Weise von dem Bleigewicht des Druckgeschäfts befreit und erhielt wieder grössere Bewegungsfreiheit, die es nutzte, indem es auch die Anilin-Schwarzfärberei aufnahm. Die Arbeiterzahl betrug 1891 260, doppelt und dreimal so viel wie je zuvor[92]. Es ist schade, dass wir über diese Phase der Unternehmungsgeschichte fast noch schlechter dokumentiert sind als über die Jahre des Aufstiegs und der Prosperität. Man würde gerne erfahren, wann und wie Neftenbach die Umstellung auf Alizarin vollzogen hat, wie das Auslandgeschäft mit roter Uni- und Druckware organisiert war und welche Absatzmärkte im Vordergrund standen. Bringt wohl einmal ein freundlicher Zufall ein Bündel Briefe zum Vorschein, die etwas Licht über diese Verhältnisse verbreiten? Eines steht fest: den Ersten Weltkrieg hat auch Neftenbach nur um wenige Jahre überlebt. Die Unternehmung wurde 1927 liquidiert, nachdem der Betrieb wohl schon einige Zeit vorher eingestellt worden war.

2.3 Die Rotfärberei von Heinrich & Jacob Sulzer z. Adler in der Schleife

Der Vollständigkeit halber sei hier noch kurz die Rotfärberei von Heinrich & Jacob Sulzer zum Adler besprochen, welche hinter den Gärten vor dem Schmidtor eine Indiennedruckerei betrieben[93]. Während man bei andern Druckereien mühsam in den Versicherungsakten nach Gebäulichkeiten suchen muss, die der Türkischrot-Stückfärberei gedient haben könnten, sind von der Firma im Adler Bilanzen und Inventarien vorhanden, welche das Aufkommen des roten Artikels im einzelnen belegen.

Schon 1811 werden 49 Stück Calicogewebe «à fond rouge» erwähnt, die vermutlich aus Mülhausen stammten und zeigen, dass man sich im Adler schon sehr früh für den Merinoartikel interessierte. Später liegen ständig ein paar hundert Stück zum Ausrüsten bei den Rotfärbern in

[92] E. Ott, H. Kläui und O. Sigg, Geschichte der Gemeinde Neftenbach, Neftenbach — 1979, S. 381 ff.

[93] Für Einzelheiten ist auf die Darstellung in unserer Geschichte der Rotfarb Aadorf zu verweisen (K. Sulzer, Vom Zeugdruck zur Rotfärberei, Zürich 1991, S. 15–59).

Zürich, Töss und Neftenbach. Dann fing man selber zu färben an. Weil hinter den Gärten zu wenig Wasser für das Auswaschen der Tücher vorhanden war, traf man 1817 ein Abkommen mit dem Besitzer der oberen Schleife, dem Schleifer Salomon Sulzer, und erstellte dort ein «Farb- und Waschhaus», das im Brandkataster unter der gleichen Nummer erscheint wie die Hintergärten-Fabrik (399), trotzdem es auf der entgegengesetzten Seite der Stadt lag. Doch auch in der Schleife gab es Probleme mit der Reüssite, ja es kam darüber zu Meinungsverschiedenheiten; der ältere Teilhaber, Heini Sulzer zum Silberberg, zog sich zurück und an seiner Stelle trat Jacob Sulzers Gegenschwäher, Diethelm Steiner, in die Firma ein, die auf Sulzer & Steiner umbenannt wurde.

In diesem Moment erscheint ein neuer Mann auf der Szene, der die nächsten 50 Jahre entscheidend mitgestalten sollte: Jacob Sulzers Sohn Heinrich (1805–1876), der in Paris einige Semester Chemie studiert hatte und Mitte 1827 nach Winterthur zurückgekehrt war. Obwohl Heinrich sich später über diesen Abschnitt seiner Laufbahn in ominöses Schweigen hüllte, können wir das Drama, das sich nun abspielte, einigermassen rekonstruieren. Mitte 1828 ging die Schleife in den Besitz von Sulzer & Steiner über, 1829 wurden die dortigen Fabrikanlagen durch einen «Tröckneturm» und 1830 durch eine «Lufttröckne» ergänzt, und schliesslich entstand dort in den Jahren 1831/32 eine neue kombinierte Färberei und Druckerei, die mit den neusten technischen Errungenschaften ausgerüstet war und eine Färbekapazität von 3 Farb- und 3 Avivierkesseln, entsprechend einer Jahresproduktion von 22 500 Stück, aufwies.

Dann machte das Schicksal den Unternehmern einen Strich durch die Rechnung. Bevor der Betrieb in der Schleife aufgenommen werden konnte, geriet Jacob Sulzer in finanzielle Schwierigkeiten und die Firma im Adler musste verlustreich liquidiert werden. Die Fabrik in der Schleife blieb unvollendet und wurde stückweise an ein halbes Dutzend Interessenten verkauft – kein Ruhmesblatt der Winterthurer Industriegeschichte! Heinrich Sulzer konnte die Katastrophe nicht verhindern; es blieb ihm nichts anderes übrig, als den aussichtsreichsten Teil der väterlichen Unternehmung, die Rotfärberei, nach Aadorf zu verlegen, wo er dieselbe zu neuer Blüte brachte. Das Scheitern des Schleifeprojekts ist ein Beispiel dafür, wie manchmal selbst erfahrene Unternehmer an verhältnismässig einfachen Aufgaben wie der Finanzierung einer neuen Produktionsanlage zu Fall kommen. Es zeigt aber auch, dass die Umstel-

lung auf den roten Artikel ein höchst komplexer Vorgang war, der alles andere als geradlinig verlief.

3. Die Thurgauer Betriebe

3.1 Heinrich Sulzer in Aadorf

Da wir der Firma Heinrich Sulzer in Aadorf eine ausführliche Darstellung gewidmet haben[94], können wir uns hier mit einigen Hinweisen begnügen. Die Rotfarb Aadorf, heisst es im schweizerischen Bericht über die Pariser Weltausstellung von 1867,

«ist unbedingt das grösste Geschäft der Art in der Schweiz. Im Jahre 1833 gegründet und ursprünglich für eine Jahresproduktion von 10000 Stück zu 22½ Aunes à 24" Breite eingerichtet, hat sich dasselbe gegenwärtig zu einer jährlichen Produktion von 150000 Stücken gehoben. Mit den besten Einrichtungen versehen, genau geführt und gut organisiert, hat sich dieses Etablissement stets durch Sattheit und Feuer seiner Farben, durch Haltbarkeit derselben in der Chlorküpe und leichte Ätzbarkeit, namentlich aber durch eine zu jeder Zeit genau gleichbleibende Nüance ausgezeichnet»[95].

Der gleiche Bericht bezifferte die Produktion von Neftenbach auf 80000, diejenige von Frauenfeld auf 70000 Stück. Der Vorsprung Aadorfs war beträchtlich, ja er dürfte in Wirklichkeit noch grösser gewesen sein, weil seine Jahresproduktion im Zeitraum 1867/1874 regelmässig 180000 Stück betrug.

Die Türkischrotfärberei war eine kleine Welt: Heinrich Sulzer war ein Neffe von Jakob Ziegler-Steiner, und beim Aufbau seiner Unternehmung dürfte Neftenbach bis zu einem gewissen Grade als Vorbild gedient haben. Anderseits standen die beiden Unternehmungen von Anfang an in Konkurrenz miteinander, und der Wettbewerb nahm nur deshalb keine schärferen Formen an, weil der Markt gross genug war, um Platz für ein halbes Dutzend leistungsfähiger Betriebe zu bieten.

Heinrich nahm den Betrieb 1834 mit ganz wenigen Arbeitern auf und hatte eine vierjährige Durststrecke durchzustehen, bevor er 1838 die Gewinnschwelle erreichte. Dann dauerte es weitere zehn Jahre, bis die Un-

[94] Ebd., S. 61–234.

[95] Bericht über die Beteiligung der Schweiz an der allgemeinen Kunst- und Industrieausstellung in Paris 1867 (Verfasser: P. Bolley) (BBl 1868 I), S. 569.

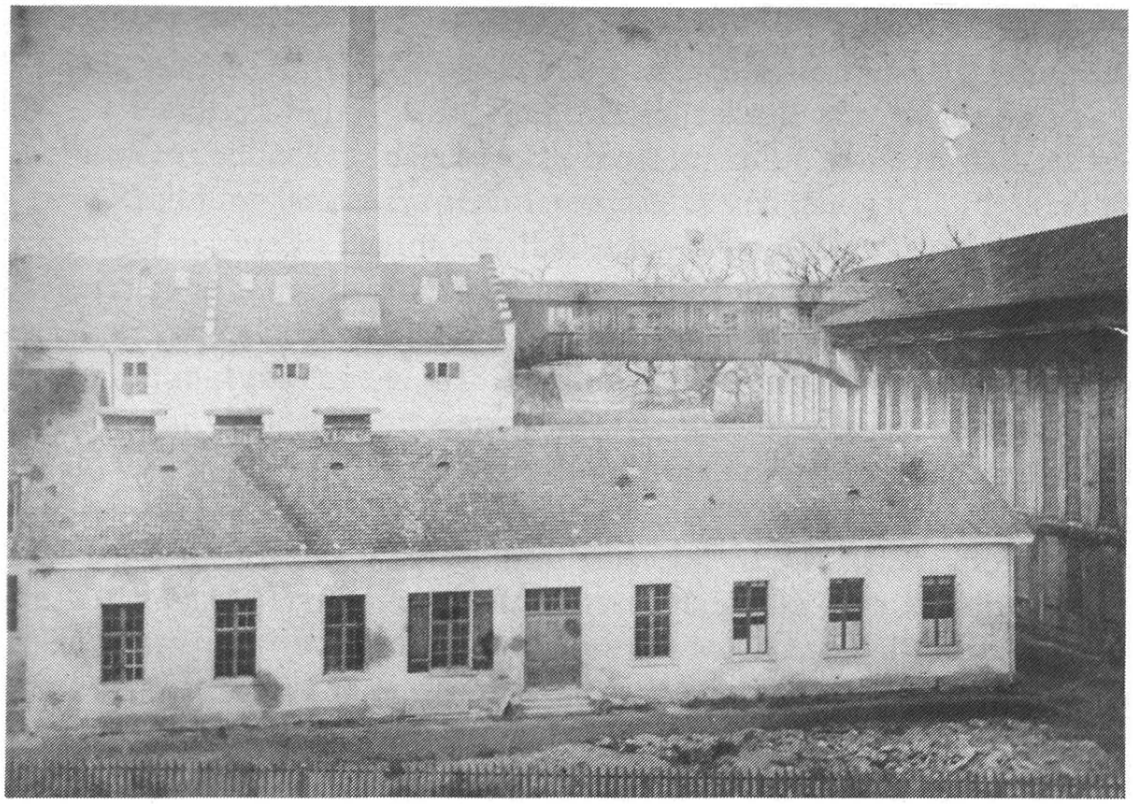

Abbildung 6:

Rotfärberei von Heinrich Sulzer in Aadorf: Fabrikanlage von 1858 (Firmenarchiv Aadorf). In elegantem Boden schwingt sich die Verbindungsbrücke von der grossen Lufthänge rechts zum Farbhaus hinüber. Nicht sichtbar ist die Warmhänge auf der entgegengesetzten Seite des Farbhauses, die eine ähnliche Verbindungsbrücke aufwies. Auf Rollwagen konnten die Tücher von der Luft- in die Warmhänge und zurück ins Farbhaus gebracht werden – eine höchst rationelle Anordnung! Das niedrige Gebäude mit den 3 Kaminen im Vordergrund scheint das alte Farbhaus von 1834 zu sein.

ternehmung zu prosperieren begann und Heinrich, halb staunend, halb erleichtert, seinem Sohn nach Giessen schreiben konnte:

«Ich sehe je länger je mehr, dass unser Geschäft uns allen ein reichlicher Brotkorb bleiben wird»[96].

Fazit: Auch in Aadorf hat es am Anfang Reklamationen förmlich gehagelt, und an Enttäuschungen und Rückschlägen war kein Mangel.

Da Heinrich Sulzer vom Zeugdruck herkam, war es für ihn eine Selbstverständlichkeit, dass er nicht bloss im Lohn, sondern auch auf eigene Rechnung färbte. Ferner interessierte er sich schon früh für den Export und machte zu Beginn der 1840er Jahre sogar Konsignationen nach Übersee, die aber mit Enttäuschungen endeten. «Ich sehe, es fehlt mir die zu solchen Geschäften nötige Gewandtheit», erklärte er[97]. Erst nach der Konjunkturwende von 1876 nahmen die Söhne das Konsignationsgeschäft mit Übersee von neuem auf. Die Resultate blieben bescheiden.

Im Gegensatz zu andern Betrieben gab es in Aadorf keine Kaderprobleme. Als das Geschäft sich zu Beginn der 1850er Jahre stark vergrösserte, war Heinrich Sulzer als Betriebsleiter, Verkaufschef, Einkaufsleiter, Buchhalter, Personalchef und Korrespondent in einer Person mit Arbeit überhäuft. «Ich muss mich allweg wieder ans Frühaufstehen gewöhnen», klagte er in einem Brief nach London[98]. Dann kam der junge Heinrich, der in Paris, Giessen und London Chemie studiert hatte, nach Hause zurück und übernahm die Betriebsleitung; wenig später wurde der zweite Sohn, Eduard, in die Firma aufgenommen, wo er das kaufmännische Departement betreute. 1864 und 1866 traten auch die beiden jüngeren Söhne Albert und Carl ins Geschäft ein. Auf Direktoren war Heinrich zu keiner Zeit angewiesen, ja die Unternehmungsspitze war mit 4 Juniorteilhabern eher zu stark besetzt.

Aadorf war ursprünglich für eine Batterie von je 3 Farb- und Avivierkesseln geplant worden. Der zweite Kessel wurde 1836, der dritte 1847 installiert. Da die Kapazitätsgrenze bei ständig steigender Produktion bald erreicht war, behalf man sich durch Kürzung der Siedezeit und Einführung des Zweischichtenbetriebs, wodurch die Leistung der 3 Kessel auf 90 000 Stück gesteigert werden konnte. Schliesslich wurde 1858 ein neues Farbhaus errichtet, wo ein vierter, 1861 ein fünfter und 1871 ein

---

[96] Heinrich Sulzer an seinen Sohn Heinrich, 25. 1. 1852 (K. Sulzer, a.a. O., S. 197, 278).

[97] Heinrich Sulzer an seinen Sohn Heinrich, 7. 6. 1853 (K. Sulzer, a.a. O., S. 179).

[98] Heinrich Sulzer an seinen Sohn Heinrich, 10. 11. 1852 (Firmenarchiv Heinrich Sulzer, Aadorf).

sechster Farb- resp. Avivierkessel Aufstellung fand. Ferner wurde der Produktionsablauf durch die Einführung von Färbereimaschinen beschleunigt. Ausgereifte Konstruktionen waren auf dem Maschinenmarkt nicht erhältlich, sie mussten vom Benützer vielfach selber entwickelt werden. Neben einer Waschmaschine eigener Konstruktion wurden in der neuen Fabrik auch Waschräder und ein ganzes Arsenal von Beizmaschinen installiert, während das Ausfärben weiterhin von Hand bewerkstelligt wurde.

Für den Antrieb all dieser Maschinen hätte die verfügbare Wasserkraft niemals ausgereicht. Die Fabrik von 1858 wurde deshalb mit Dampfkraft ausgerüstet, und eine Transmissionsanlage verteilte die erzeugte Antriebsenergie in die vier Stockwerke. Die neue Produktionsanlage wies die Form eines doppelten T auf. Dem vierstöckigen Farbhaus war nördlich als breiter Querriegel die grosse Lufthänge vorgelagert, südlich als Gegenstück die etwas kleinere Warmhänge. Durch verschalte Brücken waren die beiden Hängen im Dachstock mit dem Farbhaus verbunden. Die Tücher konnten zum Trocknen mit einem Warenlift ins oberste Stockwerk und von dort mit Rollwagen in die Luft- resp. Warmhänge gebracht werden.

Am Beispiel Aadorfs lässt sich auch die Spätphase der Rotfärberei näher dokumentieren, die 1876 mit dem Zusammenbruch des Ätzdruckgeschäfts einsetzte. Da die Farbenchemie immer neue, immer einfacher zu färbende Farbstoffe auf den Markt brachte, verlor das Türkischrot-Verfahren an Interesse. Schliesslich gab es nur noch einige südostasiatische Plätze – Singapur, Bangkok, Saigon –, wo der türkischrote Artikel dank seiner Echtheit weiter verlangt wurde und die Schweiz eine starke Marktposition besass. Im Ersten Weltkrieg konnte Japan diese Märkte an sich reissen, und infolge des inflatorischen Kostenauftriebs waren die schweizerischen Hersteller nach Kriegsende nicht mehr fähig, ihre alte Stellung zurückzugewinnen. Während andere Hersteller auch billigere Qualitäten wie Pararot anboten und ihre Betriebe auf diese Weise besser auslasten konnten, hielt Aadorf konsequent am echten Türkischrot fest. Anderseits war dort Ende 1921 kein schlagkräftiges Management mehr vorhanden. Der letzte Enkel des Gründers, Fritz Sulzer, der die Unternehmung mit kräftiger Hand durch die Kriegsjahre hindurchgesteuert hatte, wurde im November 1921, mitten in der schwierigen Nachkriegsphase, vom Tod hinweggerafft. So fiel den Verantwortlichen der Entschluss zur Liquidation nicht schwer. Die Fabrikgebäulichkeiten

sind 1936 abgebrochen worden. Als einziger Teil der Anlage ist die 1847 erbaute obere Warmhänge erhalten geblieben, auch sie nicht mehr im ursprünglichen Zustand, weil der Dachaufbau wegen Altersschäden um einige Meter verkürzt werden musste.

3.2 Gebrüder Greuter & Rieter in Frauenfeld

Bernhard Greuter (1745–1822) war ein kleiner Blaufärber und -drucker, der seinen Aufstieg zum erfolgreichen Druckindustriellen der Qualität seiner Erzeugnisse und der Zusammenarbeit mit Winterthurer Gewebe-Exporteuren – zuerst Johannes Steiner, dann Gebrüder Rieter – verdankte. Dass er selber sich je für den roten Artikel interessiert hätte, ist wenig wahrscheinlich – er soll das Geschäft in Islikon schon 1805 den Söhnen übergeben und sich nur noch mit Landwirtschaft beschäftigt haben. 1805 erwarb er zwar einen Streifen Land samt Wasserrecht am Schlossmühlekanal in Frauenfeld und errichtete dort ein Fabrikgebäude, aber nichts deutet darauf hin, dass man dort rotgefärbt hätte[99].

Erst nach Bernhard Greuters Tod erstellten seine Söhne Ludwig Greuter-Reinhart (1774–1857) und Conrad Greuter-Sulzberger (1780–1829) 1824 in Frauenfeld drei weitere Gebäude, ein «Tröcknehaus» (Nr. 248), ein «Sechthaus» (Nr. 249) und ein «Farbhaus und Schopf» (Nr. 250)[100]. Es war eine erste, bescheidene Anlage für die Tücherfärberei. Für etwas Grösseres hätte der verfügbare Platz wohl auch nicht ausgereicht. Anderseits stösst man auch in Islikon auf Bauten, die eindeutig mit der Türkischrotfärberei in Zusammenhang standen: 1823/25 wurde hinter dem dortigen Fabrikcarré ein «Warmhenkiturm» (Nr. 61) errichtet, und 1829 wird ein Farbhaus (Nr. 75) «bei der alten Mühle»erwähnt, dessen Wert 4000 fl. betrug und das ein sehr stattliches Gebäude gewesen sein muss[101]. Schliesslich gelang es Ludwig Greuter 1835 (sein Bruder Conrad war 1829 gestorben), den Gesamtkomplex der Schlossmühle in Frauenfeld zu erwerben, wozu auch 2½ Juchart Land gehörten, und auf

---

[99] Möglicherweise ist der Bau von 1805 identisch mit dem Gebäude, das später als «altes Rouleaugebäude» bezeichnet wurde, d. h. er diente zur Aufstellung einer Walzendruckmaschine, die mit Wasserkraft angetrieben wurde.

[100] Brandkataster Frauenfeld 1808, fol. 61/62 (Staatsarchiv Frauenfeld).

[101] R. Kupper, Bernhard Greuter (1745–1822) – ein Schweizer Industriepionier (vervielfältigt), Zürich 1982, S. 7.

diesem Gelände entstand in den nächsten Jahren eine komplette neue Tücher-Rotfärberei, bestehend aus Lufthänge, Warmhänge, Farbhaus und Wasserwerk. Die «Lufttröckne» (Nr. 268) war zu nicht weniger als 11 500 fl.versichert, die «Hitztröckne» (Nr. 269) zu 10 600 fl[102].

Bestätigt wird dieser baugeschichtliche Befund durch einen aufschlussreichen Rückblick auf die Unternehmungsgeschichte, der 1883 für die Kaufmännische Gesellschaft Zürich geschrieben und in deren Jahresbericht 1882 teilweise verwertet wurde. Nach diesem Bericht war die Rotfärberei anfänglich zwischen Islikon und Frauenfeld aufgeteilt:

«In Islikon wurde die Ware präpariert und gebeizt und dann in Frauenfeld und probeweise auch in Neftenbach gefärbt. Nach und nach stellte es sich aber heraus, dass es besser sei, diese Fabrikation mehr zu konzentrieren und an einem Ort zu betreiben, und (so) wurde dann im Jahr 1836 eine für jene Zeit sehr zweckmässig eingerichtete und leistungsfähige Rotfarb in Frauenfeld erbaut und nachher mit gutem Erfolg betrieben»[103].

Eine Trennung von Beizerei und Färberei hatte den grossen Nachteil, dass dann niemand für Fehler und Nachlässigkeiten verantwortlich gemacht werden konnte. Zudem war gerade für das Beizen viel laufendes Wasser erforderlich, weil nach jedem Ölen die Tücher gründlich ausgewaschen und getrocknet werden mussten. Der Hauptgrund für die Beendigung des Provisoriums dürfte der Umstand gewesen sein, dass für die Leitung der neuen Fabrik ein ausgewiesener Fachmann zur Verfügung stand, nämlich Jean Hanhart-Solivo (1803–1875), den wir bereits als späteren Chef der Rotfarb Dietikon kennengelernt haben. Wo Hanhart das Metier erwarb und wie er nach Frauenfeld kam, ist vorläufig nicht im einzelnen bekannt – er soll in Elberfeld gewesen sein und anschliessend in der väterlichen Zeugdruckerei in Diessenhofen gearbeitet haben. Anderseits ist zu berücksichtigen, dass sein Vater, Rudolf Hanhart-Vögeli (1779–1846), nach dem Verkauf von Diessenhofen Teilhaber von Gebrüder Greuter & Rieter in Winterthur wurde. Vielleicht hat er bei der Errichtung der Rotfarb in Frauenfeld eine viel grössere Rolle gespielt, als dies von aussen zu erkennen ist[104].

---

[102] Brandkataster Frauenfeld 1808, fol. 62 (Staatsarchiv Frauenfeld).

[103] Geschichte der Etablissemente der Firma Egg, Ziegler-Greuter & Co., geschrieben 1883 z.h. der Kaufmännischen Gesellschaft in Zürich, S. 2.

[104] Dass Rudolf Hanhart in den Jahren 1835–1846 Teilhaber von Gebr. Greuter & Rieter war, geht aus den Akten zum Ragionenverzeichnis des Bezirks Winterthur hervor (StAZ, O 38 d 16, fol. 86).

Als Jean Hanhart 1849 Dietikon übernahm, hinterliess er in Frauenfeld eine schwer zu schliessende Lücke. 1850 wurde als Kolorist ein Chemiker angestellt, Dr. Rudolf Wydler, dem in Frauenfeld für die Bleicherei und Buntfärberei «Herr Gägauf Vater», für die Rotfärberei «Meister Ehrensperger» zur Seite standen. 1858 wurde der Betrieb von Rudolf Sulzer (1805–1873) geleitet, der zuerst bei Gebrüder Geilinger in Winterthur, dann bei Jenny & Schindler im Hard bei Bregenz gearbeitet hatte. Er muss eine wanderlustige Natur gewesen sein: Ende April 1868 verliess er Islikon wieder, um in Moskau eine leitende Stellung bei der grossen Türkischrot-Garn- und -Stückfärberei L. Rabeneck anzutreten. Sein Nachfolger war ein Elsässer, J. Ochs, der mit der Reüssite etliche Schwierigkeiten gehabt zu haben scheint. Rudolf Sulzer, der weiterhin in Kontakt mit Islikon geblieben war, berichtete Anfang Oktober 1868 aus Moskau:

«In Frauenfeld soll das Rot noch nicht im Blei sein, wenn schon ein Ochs mit Fr. 15 à 20000 Direktor ist; wie würde es ihm gehen, wenn er eine Lufthänge hätte, wo er 1000 5/8 22 au. hängen könnte und in der Woche 2000/2500 Stück fertigmachen müsste»[105].

Die grosse Lufthänge von Gebrüder Greuter & Rieter in Frauenfeld – sie wird seit Jahren als städtischer Werkhof benützt – gibt einen Begriff davon, wie imposant solche Hängen waren, speziell in den Rotfärbereien, wo sie dem Antrocknen der Gewebe dienten, bevor dieselben in die Warmhängen gebracht wurden. Die Aussenwände waren, wie man in Frauenfeld sehen kann, mit verstellbaren Jalousien versehen, durch welche die Belüftung reguliert werden konnte. Der Lattenroost unter dem Dach, der zum Aufhängen der Tücher diente, ist nicht mehr vorhanden, wohl aber die Laufstege, von denen aus er zugänglich war. Man darf ohne weiteres annehmen, dass die Hänge auch einen Tücheraufzug besass. Wo die zugehörige Warmhänge stand, wäre noch zu untersuchen. Im übrigen sind von der Anlage auch sonst noch wesentliche Teile erhalten, vor allem die Schlossmühle sowie eine Reihe von Fabrikgebäuden und nicht zuletzt der Fabrikkanal, der teils offen, teils gedeckt sich

---

[105] Rudolf Sulzer an Heinrich Sulzer, 1. 10. 1868 (Firmenarchiv Heinrich Sulzer, Aadorf). Ochs bezog ein Salär von 10000 Fr. zuzüglich einer Tantième von 5 % des Gewinns, mindestens aber 6000 Fr. Der Brief Rudolf Sulzers bestätigt, dass Frauenfeld wesentlich weniger als 100000 Stück im Jahr färbte. 5/8 22 au.: Standardstücke von 5/8 Stab (75 cm) Breite und 22 Stab (aunes zu 120 cm) Länge.

durch die Gebäulichkeiten schlängelt und dem ganzen Komplex eine besonders authentische Note verleiht.

Dabei war Frauenfeld keineswegs eine besonders grosse Anlage. 1867 soll der Ausstoss von roten Tüchern etwa 70000 Stück betragen haben, während die Produktion von Druckwaren, Islikon, Kefikon und Frauenfeld zusammengezählt, sich auf 160000 Stück, die Arbeiterzahl auf 600 bezifferte.[106] Das Arbeiterbuch von 1876 verzeichnet noch 277 Arbeiter, von denen 60 in der Rotfärberei beschäftigt waren[107]. Man sieht aus diesen Zahlen, dass die Firma – sie hiess von 1864 an Egg, Ziegler-Greuter & Cie. – von der wirtschaftlichen Depression der Jahre 1876 ff. empfindlich betroffen wurde. Nachdem die beiden Seniorpartner Ulrich Egg-Greuter (1801–1878) und Heinrich Ziegler-Greuter (1802–1877) sich 1875 aus der Geschäftsleitung zurückgezogen hatten, fehlte es an einer starken Persönlichkeit, welche sich auch in schwierigen Situationen durchzusetzen verstand. Das Druckgeschäft dürfte schon seit 1865 verlustreich gewesen sein. Mit der Alizarinsynthese von 1868 wurde der rote Artikel ebenfalls in den Preisverfall hineingezogen. Egg, Ziegler-Greuter & Cie. waren eine der ersten Unternehmungen, welche auf Alizarin umstellten. Vom März 1878 an ist in Frauenfeld nur noch von «Neurot» die Rede. Der Rückblick von 1883 stellt dazu fest:

«Das Haus Egg, Ziegler-Greuter & Cie. war eines der ersten, welche das neue Verfahren einführten, und richtete sich dasselbe in Frauenfeld ganz dafür ein, und zwar mit grossen Kosten. Leider wurde das Geheimnis nicht lange gewahrt und sobald dasselbe Gemeingut aller geworden und in jeder klein angelegten Färberei Türkischrot gefärbt werden konnte, so entstand dadurch eine so starke Konkurrenz in dieser Branche, dass (die) Preise auf ganz unrendable Limiten geworfen wurden»[108].

Im Anschluss an die Alizarinsynthese von 1868 hatte sich ein schwunghafter Handel mit wirklichen oder angeblichen Geheimrezepten für die Alizarinfärberei entwickelt. Dann stellte es sich heraus, dass der teuer erworbene Knowhow bei den führenden Alizarinproduzenten kostenlos erhältlich war. Zu den Geprellten gehörten anscheinend auch Egg, Ziegler-Greuter & Cie. Hat diese bittere Erfahrung beim Entschluss zur Liquidation ebenfalls eine Rolle gespielt? So oder so – die Produktion wurde 1880 eingestellt. Es zeigte sich einmal mehr, dass

[106] Bericht über die schweizerischen Beteiligung in Paris 1867 (BBl 1868 I), S. 579.
[107] Firmenarchiv Egg, Ziegler-Greuter & Cie. (Stiftung Bernhard Greuter, Islikon).
[108] Geschichte der Etablissemente der Firma Egg, Ziegler-Greuter & Co., S. 5.

grosse, traditionsreiche Unternehmungen grundlegenden Wandlungen der Nachfrage nur schwer zu folgen vermögen.

4. Die Glarner Betriebe

Die «grösste und nachhaltigste Entfaltung»[109] erreichte die schweizerische Zeugdruckerei des 19. Jahrhunderts im Glarnerland, das sich zum Druck-Kanton par excellence emporschwang. Dabei fällt bloss eines auf: der grosse Verkaufsschlager der damaligen Zeit, der türkischrote Merino-Artikel, nahm im Glarner Produktionsprogramm einen relativ bescheidenen Platz ein. Natürlich wirkte das Erscheinen des Merino-Artikels um 1815 im Glarnerland mindestens ebenso sensationell wie anderwärts. Doch das Interesse hielt nicht an. Die meisten Drucker, die in den 20er und 30er Jahren den Ätzdruck aufgenommen hatten, gingen auf die weniger schwierige Produktion der sog. Jasmas über, im Volksmund auch als Türkenkappen bekannt, die aber mit Türkischrot gar nichts zu tun hatten. Infolgedessen fehlte es im Glarnerland auch an der Nachfrage für eine eigene Türkischrot-Industrie.

Woher dieser merkwürdige Mangel an Interesse für einen Artikel, der zu den durchschlagskräftigsten Waffen der schweizerischen Exportindustrie gehörte? Die Literatur schweigt sich darüber aus. Zur Erklärung ist an die Tatsache zu erinnern, dass die meisten Glarner Druckbetriebe ihren Standort an der Linth hatten, deren Wasser durch die Obenanlieger mehr oder weniger stark verunreinigt war. Infolgedessen war keine Sicherheit im Rotfärben zu erreichen. Schwanden hatte den Vorteil, in der Kette der Betriebe, welche den Lauf der Linth bis hinunter nach Näfels säumten, der oberste zu sein, der durch andere am wenigsten belästigt werden konnte.

4.1 Egidius Trümpy & Cie., Glarus

Der Mann, der sich als erster im Glarnerland an die Türkischrotfärberei heranwagte, Egidius Trümpy (1768- 1839), war der Sohn eines in Lis-

---

[109] A. Jenny-Trümpy, Art. Baumwollindustrie, in Reichesbergs Handwörterbuch, Bern 1909, S. 50.

sabon niedergelassenen Indiennefabrikanten, hatte 1797 am Oberdorfbach in Glarus eine kleine Zeugdruckerei errichtet und ein überaus erfolgreiches Druck- und Exportgeschäft aufgebaut. Er arbeitete nicht im Lohn, sondern druckte und exportierte auf eigene Rechnung und stellte auch frühzeitig von den kontinentalen Absatzmärkten auf den Übersee-Export um; überdies dehnte er sein Fabrikationsprogramm schon 1817 auf den Merinoartikel aus. Jenny-Trümpy stellt dazu fest:

«Besondere Erwähnung verdient [...] die Tatsache, dass die Fabrik [Egidius Trümpy & Cie.] in demselben Jahre [1817] als erste im Lande die Türkischrot-Stückfärberei und den Druck auf Türkischrot aufnahm. Die ganz rot gefärbten Stücke wurden teils als solche verkauft, teils mit Tafelschwarz bedruckt und alsdann meistens mit 'Adrianopel' bezeichnet oder endlich nach dem von Daniel Koechlin [...] erfundenen Verfahren geätzt»[110].

Die «Egidische» Zeugdruckerei ist heute verschwunden, aber anhand der photographischen Aufnahmen sowie des im Freulerpalast in Näfels ausgestellten Modells kann man sich eine Vorstellung von dieser Fabrikanlage machen. Geht man den Katalog der verschiedenen Gebäude durch, so stösst man sehr bald auf Bauten, die für die Rotfärberei bestimmt gewesen sein müssen. Zum Beispiel wird ein besonderes «Farb- und Waschhaus» erwähnt, das über dem Dorfbach errichtet war, sodass die Tücher im laufenden Wasser ausgewaschen werden konnten. In einigem Abstand von den Druckgebäuden stand auf der Nordseite ein quadratischer Turm, das sog. Heisstüreli, das unschwer als Warmhänge erkennbar ist. Der Dachboden war über eine aussen angebrachte Treppe zugänglich. R. Kupper hat vermutet, dieses Gebäude könnte zum Fixieren der Dampffarben gedient haben. Das ist zwar möglich, aber um 1820 stand die Rotfärberei im Vordergrund des Interesses, und es liegt auf der Hand, dass Trümpy dazu nicht zuletzt eine Warmhänge benötigte[111]. Warmhängen waren eigentlich eine Errungenschaft der 1830er Jahre. Wenn es zutrifft, dass das «Heisstüreli» kurz nach 1817 entstanden ist, so muss es sich um eine der ersten derartigen Anlagen überhaupt gehandelt haben.

Nach Jenny-Trümpy galt die «Egidi-Ware» als besonders wohlgelungen, sodass der Handel 1/2 fl. mehr pro Stück dafür bezahlte[112]. Ander-

[110] A. Jenny-Trümpy, Handel und Industrie des Kantons Glarus II, 1902, S. 190.

[111] R. Kupper, Fabrikbauten in der Schweiz vor der Mitte des 19. Jahrhunderts, Zürich 1984, S. 84 ff.

[112] A. Jenny-Trümpy, Handel und Industrie des Kantons Glarus II, Glarus 1902, S. 190.

seits kommt Jenny-Trümpy fast im gleichen Atemzug auch auf die Schwierigkeiten der Rotfärberei zu sprechen:

«Gefehlte Ware gab es bei dieser sehr schwierigen Fabrikation freilich viel, sowohl bei dem Unifärben als bei dem Ätzen, in manchen Fabriken oft die Hälfte der Produktion; doch war auch diese mit mehr oder weniger Rabatt in der Regel noch verkäuflich; die Verständigung über die Höhe desselben bildete ein ständiges unliebsames Thema in der damaligen Korrespondenz der Handelsleute mit den Fabrikanten»[113].

Da sich diese Bemerkung nicht zuletzt auf die Firma Egidius Trümpy bezieht, kann beim Rotfärben in Glarus nicht alles nach Wunsch gegangen sein.

Egidius selbst zog sich 1829 von der aktiven Geschäftsleitung zurück, aber er «war und blieb die Seele des Geschäftes, dessen Gedeihen er sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte»[114]. Als seine Söhne 1838 «in der Mettlen» unterhalb Netstal eine besondere Türkischrotfärberei errichteten, war er an dieser Initiative wohl nicht unbeteiligt – es ging darum, sich bei der Versorgung mit roten Druckböden von den Rotfärbern unabhängig zu machen. Sehr viel ist von dieser Fabrik leider nicht bekannt. Das Baujahr 1838 ist durch den Umstand bezeugt, dass Egidius Trümpy 1836 verschiedene Grundstücke in der Mettlen erwarb und 1838 die darauf vorhandenen Ställe abreissen liess.[115] Wie das Netstaler Liegenschaftenverzeichnis von 1843 zeigt, umfasste die Fabrik in der Mettlen nicht weniger als 8 Gebäude, von denen das Farbhaus, der «Lufthängeturm» und der «Tröckneturm» die drei wichtigsten waren[116]. Die Versicherungswerte sind nicht bekannt, weil die Fabrik auswärts versichert war. Da sie am Mühlebach lag, war sie nicht auf das Wasser der Linth angewiesen, doch dürfte die Wasserführung starken Schwankungen unterworfen gewesen sein, sodass es fraglich ist, ob in der Mettlen je ganzjährig gefärbt werden konnte.

Sehr lange kann der dortige Färbereibetrieb nicht aufrechterhalten worden sein. Der Name «Rotfarb» haftete noch bis in die 1880er Jahre an der Liegenschaft, doch in der Fabrikstatistik von 1864/65 figuriert

---

[113] Ebd., S. 190.

[114] Ebd., S. 187.

[115] Assekuranz-Lagerbuch des Tagwen Netstal, Bd. 8, S. 156 (Landesarchiv Glarus). Jenny-Trümpy (S. 187) hat die Errichtung auf 1834 datiert.

[116] Verzeichnis der Liegenschaften in dem Wahltagwen Netstal 1843, 16, fol. 68 (Landesarchiv Glarus).

das Etablissement nur noch als Druckerei mit 40 Drucktischen und 60 Arbeitern, und 1868/69 beschränkte sich das Fabrikationsprogramm von Egidius Trümpy auf «Jasmas, Batiks und Mouchoirs»[117]. Von den roten Merinos war nicht mehr die Rede, und wir stehen vor dem eigentümlichen Schauspiel, dass die Pionierunternehmung, welche die anderwärts auf so «lukrative Weise betriebene» Rotfärberei als erste an die Hand genommen hatte, sich nach relativ kurzer Zeit aus dieser Sparte wieder zurückzog. 1909 wurde auch der Druckbetrieb in der Mettlen eingestellt, und von den Fabrikgebäuden wurden die meisten in der Folge beseitigt[118].

4.2 Leuzinger & Cie. und Felix Weber in Netstal

Sechs Jahre nach Egidius Trümpy wurde ein weiterer Versuch mit Rotfärberei unternommen, diesmal von Johann Jakob Leuzinger zum Raben (1762–1840) in Netstal, der 1823 zusammen mit seinem Sohn Joh. Heinrich eine «kleine Türkischrotfärberei» gründete,[119] die 1831 auch mit dem Bedrucken der roten Tücher anfing. Nach dem Wohnhaus des Gründers wurde sie «Rappenfabrik» genannt. Während die Kunden mit der Qualität zufrieden waren, wurde umso häufiger über die «allzu lange Lieferzeit» geklagt. Statt einer Färbezeit von 8 bis 10 Wochen soll Leuzinger – eine typische Anfängerleistung – 4½ bis 5 Monate gebraucht haben![120]

Die Grundbuch- und Versicherungs-Akten hinterlassen den Eindruck, dass die Rappenfabrik ein recht bedeutendes Etablissement war. Als sie 1841 in den Besitz von Felix Weber (1818–1904) überging, nahm derselbe bei 4 Basler Geldgebern ein hypothekarisch gesichertes Darlehen von 20000 fl. auf, und dies hatte zur Folge, dass im Liegenschaftenverzeichnis von 1843 auch die Inneneinrichtung im einzelnen aufgeführt wurde. Die beiden Tröcknetürme waren mit «2 eisernen Öfen und eisernen Rohren» ausgerüstet, im Waschhaus befand sich «ein Wasserrad»

---

[117] A. Jenny-Trümpy, a.a. O., S. 510 und 514.

[118] Paul Thürer, Geschichte der Gemeinde Netstal, Glarus 1922, S. 381.

[119] Ebd., S. 379. Jenny-Trümpy (S. 348) datiert die Leuzingersche Fabrik auf 1820.

[120] Zur Erklärung bemerkt Jenny-Trümpy: «Die Einrichtungen waren eben sehr primitiver Art und überdies bedienten sich die Leuzinger eines sehr umständlichen Verfahrens» (ebd., S. 348). Vermutlich sind die Tücher zweimal gefärbt worden!

(ist damit eine Turbine oder ein Waschrad gemeint?), und im «Farb- und Avivier-Gebäude» standen 4 kupferne Avivierkessel, 4 Farbkessel und 2 Sechtkessel[121]. Mit einer Färbekapazität von 30000 Stück im Jahr war Netstal eine der grössten Anlagen aus der Frühzeit der Tücher-Rotfärberei.

Unbekannt ist, wie lange der Färbebetrieb aufrechterhalten wurde. 1864/65 gehörte die Firma Felix Weber in Netstal mit 220 Drucktischen, 2 Perrotinen und 370 Arbeitern zu den grössten glarnerischen Druckereien, und der rote Artikel nahm noch 1868/69 einen wichtigen Platz in ihrem Fabrikationsprogramm ein[122]. In der Folge trat er aber immer mehr hinter der Jasmaproduktion zurück, sodass Felix Weber 1873 nicht mehr unter den Türkischrot-Druckern zu finden ist[123]. Das Rotfärben dürfte er noch wesentlich früher aufgegeben haben.

4.3 Joh. Caspar Tschudi, Schwanden

Inzwischen war weiter oben im Tal ein kleiner Betrieb entstanden, der das Kunststück fertiggebracht hatte, auch im Glarnerland rotzufärben. Der Gründer hiess Johann Caspar Tschudi (1790–1851) und betrieb «in der Herren» bei Schwanden einen kleinen Garnhandel und eine Nähgarnzwirnerei. Doch sein Blick war auf Höheres gerichtet. Dank der Firmengeschichte, die ein Urenkel des Gründers, Peter Tschudi, 1931 geschrieben hat und die eine Fülle von charakteristischen Einzelheiten enthält, ist man über die Entstehung der Unternehmung recht gut im Bilde. Er schreibt:

«Am 24. August 1829 berichtet Johann Caspar in einem Brief, 'dass die armseligen und zeitraubenden Garnzwirne am Ende mehr Schaden als Vorteil gewähren' und dass er deshalb entschlossen sei, eine Rot-Färberei einzurichten, wozu er sich mit einem jungen Mann aus dem Kanton Zürich verbunden hätte. Dies war Joseph Reif aus Rüegshausen, der an verschiedenen Orten, u. a. bei

---

[121] Verzeichnis der Liegenschaften in dem Wahltagwen Netstal 1843, T 16, fol. 68 (Landesarchiv Glarus). Der Kanzlist schreibt: «Farb- & Awirgebäude».

[122] A. Jenny-Trümpy, a.a. O., S. 510, 514.

[123] Ebd., S. 630.

Jenny & Blumer, dem damals bedeutendsten Fabrikations- und Handelsgeschäft in Schwanden, als Färbermeister gewirkt hatte[124].

Schon im Vorjahr, 1828, hatte das Handelshaus P. Blumer & Jenny in Ancona unter der Firma Jenny & Blumer auf dem Mühleareal in Schwanden eine eigene Druckerei errichtet, die auch eine Rotfärberei-Abteilung umfassen sollte; dieses Vorhaben war aber auf Schwierigkeiten gestossen, und die Rotfärberei war schon in der Anlaufphase wieder eingestellt worden[125]. Der Grund lag vermutlich darin, dass das Wasser des Sernf oft trübe und schlammig war und sich deshalb nicht zum Auswaschen der Tücher eignete, während bei Tschudi «in der Herren» das reine Wasser des Niedernbachs zur Verfügung stand[126].

Die ersten Färbversuche in der Herren verliefen erfolgreich. Obwohl Reif das begehrte «Ziegler-Rot» nicht auf Anhieb zustandebrachte, war das Interesse der Kunden gross, doch betrug die Produktion vor 1850 nie mehr als 15 000 Stück im Jahr. Verglichen mit Neftenbach oder Aadorf, wo damals bereits 50 000 Stück und mehr im Jahr gefärbt wurden, war Schwanden ein ganz kleiner Betrieb. Der Firmenchronist bemerkt dazu:

«Der einzige Grund, warum Johann Caspar in den ersten zehn Jahren nicht noch weiter gekommen ist, fabrikatorisch und pekuniär, lag in dem steten Mangel an Betriebsfonds»[127].

Die Kapitalknappheit war ein Faktum, welches der Industrie ganz allgemein Schwierigkeiten bereitete. Dank ihrer hohen Ertragskraft war die Rotfärberei noch am ehesten fähig, Neuinvestitionen aus laufenden Erträgen zu finanzieren. Wenn dies in Schwanden nicht der Fall war, so müssen andere Gründe mitgespielt haben.

In erster Linie gab es bei Tschudi Kaderprobleme. Nachdem er sich schon im November 1830 von Reif getrennt hatte, «weil er zu kostspielig färbte und unstet in der Behandlung der Ware war, dazu anmassend, unverschämt und eigennützig»[128], gelang es ihm, in der Person des Ot-

[124] Peter Tschudi, Hundert Jahre Türkischrot 1829–1928. Geschichte der Rotfarb und Druckerei Joh. Caspar Tschudi in Schwanden, Glarus 1931, S. 2.

[125] R. Kupper, a.a. O., S. 105. Die bereits fertiggestellte Warmhänge wurde nur noch als Lufthänge und Drogenmagazin benützt. Die Fabrik wies deshalb von Anfang an drei Lufthängen nebeneinander auf, ein Unikum in der schweizerischen Zeugdruckerei. Nach P. Tschudi (a.a. O., S. 14) sollen Jenny & Blumer die Rotfärberei erst 1835 eingestellt haben.

[126] P. Tschudi, a.a. O., S. 3.

[127] Ebd., S. 22.

[128] Ebd., S. 4.

tenbachers Heinrich Hegetschweiler einen Ersatzmann zu finden, der die Rotfärberei bei Rudolf Zeller in Zürich gelernt und anschliessend bei einer Reihe von Druckern gearbeitet hatte. Hegetschweiler ging schon 1837 wieder weg, um zusammen mit zwei Arbeitskollegen einen eigenen Betrieb in Wädenswil zu übernehmen, der nach kurzer Zeit wieder aufgegeben werden musste. Wie sein Nachfolger in Schwanden hiess, sagt die Fabrikchronik leider nicht.

Um auch «die weniger gut reüssierten Tücher besser verwerten zu können», gliederte Tschudi der Färberei 1836 eine Druckerei an und nahm den Export auf eigene Rechnung auf, wobei er sich in Konsignationsgeschäfte einliess, was in der Handelskrise von 1837 zu grösseren Verlusten auf den Lagern in Hamburg, Triest, Turin und Rio de Janeiro führte. Infolgedessen beschloss Tschudi, nur noch auf feste Bestellung zu liefern, doch um Aufträge hereinzubringen, musste der ältere Sohn auf Geschäftsreise gehen, was das Spesenkonto entsprechend belastete.

Fabrikbrände waren in der Rotfärberei häufig. Auch Schwanden blieb davon nicht verschont. Am 8. Mai 1838 kam es zu einem Grossbrand, bei dem fast die ganze Fabrik ein Raub der Flammen wurde, und da der Schaden nicht voll versichert war, musste Tschudi einen Betrag von 25 000 fl. selber tragen. Der Färbereibetrieb konnte erst im Juni 1839 wieder aufgenommen werden; in der Zwischenzeit liess man in Aadorf rotfärben.

Angesichts all dieser Probleme versteht man Tschudis Stossseufzer:

«Wenn ich alles zum voraus gewusst hätte, wie ich es jetzt durch Erfahrung kennengelernt habe, so würde ich mich wohl vor diesem Gewerbe gehütet und gesegnet haben»[129].

Auf den vorhandenen Ansichten macht die Fabrik in der Herren einen überaus stattlichen Eindruck, aber diese Darstellungen stammen aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts und geben kein richtiges Bild von den bescheidenen Anfängen der Unternehmung[130]. Zudem ist zu berücksichtigen, dass Schwanden nicht bloss färbte, sondern auch druckte. Von den zahlreichen Gebäulichkeiten, welche die Fabrikanlage ausmachten, war ein guter Teil dem Druckbetrieb gewidmet. Nach der glarnerischen Fabrikstatistik von 1864/65 beschäftigte Tschudi 160 Arbeiter, und die

---

[129] Ebd., S. 5.

[130] Zwei späte Ansichten bei R. Kupper, a.a. O., S. 111.

Produktionskapazität betrug 2 Kessel und 60 Drucktische[131]. Der Ausstoss an bedruckten Tüchern kann nicht mehr als 18000 Stück im Jahr betragen haben, und von der Belegschaft dürften etwa 30 Arbeiter in der Färberei und 130 in der Druckerei beschäftigt gewesen sein.

Nach Johann Caspars Tod 1851 ging die Firma – sie wurde 1855 in «Tschudi & Cie.» umgeändert – an seine beiden Söhne Johann Heinrich und Joachim über, wobei Joachim (1822–1893) der massgebende Teilhaber war. Ein richtiger Rotfärber kann auch er nicht gewesen sein, das beweist sein Diktum: «Das Rotfärben ist und bleibt eine gewagte Fabrikation»[132], aber er erkannte die Notwendigkeit, sich auf die Rotfärberei zu konzentrieren und den Druckbetrieb vorerst aufzugeben. Unter seiner energischen Leitung trat Schwanden in eine erste Expansionsphase, und der Umsatz in roten Tüchern stieg 1854 auf 30000 Stück. Zur Erklärung verweist der Chronist auf den Umstand, dass Joachim 1852 eine gute Heirat gemacht hatte. Rosa Jenny brachte nicht nur

«ein beträchtliches Frauengut mit, sondern diese eheliche Verbindung schuf auch Kredit und geschäftliche Verbindung mit dem Hause P. Blumer & Jenny, mit dem man bis dahin nicht immer im besten Einvernehmen gelebt hatte»[133].

Ein weiterer Faktor war die 1849 einsetzende Hochkonjunktur, die auch der Glarner Druckindustrie Jahre der Prosperität brachte. 1862 konnte Joachim es wagen, das Druckwarengeschäft von neuem aufzunehmen. Die Reisetätigkeit wurde aktiviert, an den grossen europäischen Handelsplätzen wurden Provisionsvertreter ernannt, und in Schwanden beschäftigte man eigene Zeichner und Stecher – was freilich nicht ausschloss, dass Joachim eines Tages, in Abwesenheit seines Associés Jacques Speich, den «unfähigen und unproduktiven» Zeichner kurzerhand entliess[134]. 1864 wurde eine fünfhändige, d. h. 5 verschiedene Farben druckende Perrotine angeschafft, damals eine grosse Seltenheit, und an der Pariser Weltausstellung 1867 eroberte Tschudi mit seinen Druckstoffen sogar eine Goldmedaille.

Die Krise der Druckindustrie von 1876 ff. machte sich in Schwanden nicht weniger stark bemerkbar als anderwärts. Der Ausstoss der Rotfarb

---

[131] A. Jenny-Trümpy, a.a. O., S. 510. Die von P. Tschudi (S. 85) publizierten Produktionsziffern setzen erst 1869 ein. Für 1854 erwähnt er (S. 31) einen Umsatz von 30000 Stück.

[132] P. Tschudi, a.a. O., S. 31.

[133] Ebd., S. 32.

[134] Ebd., S. 40.

ging von 51 600 Stück (à 22 1/2 Stab) (1875) auf 14 182 Stück (1878) zurück, und die Jahre 1876/79 schlossen mit grossen Verlusten. Zu diesen *«trug auch die unvollkommene, in übereilter Weise erstellte technische Einrichtung beim Übergang zum Neurot bei, die viel gefehlte Ware lieferte und auch zu einem Betriebsunterbruch führte, der infolge eingegangener Lieferungskontrakte verhängnisvoll war»*[135].

Ganz ungeschoren kam somit auch Schwanden bei der Umstellung auf Alizarin nicht davon, doch Joachim Tschudi scheint die Alizarinfärberei als Anbruch einer neuen Epoche begrüsst zu haben. «Bei uns in der Neurotfärberei leuchtet Morgenrot», schrieb er im März 1879.[136] Schwanden vermochte den Rückschlag von 1876 nicht nur wettzumachen, sondern – eine erstaunliche Leistung – die Produktion bis auf 100 000 Stück zu steigern, wobei freilich die Couleurfärberei vermutlich mitgezählt ist. Eine Hauptstärke von Tschudi bestand in der Vielseitigkeit des Fabrikationsprogramms, das von der Garnfärberei über den klassischen Merinoartikel bis zu den Fahnentüchern reichte. Neben dem echten Türkenrot spielte auch das Pararot in Schwanden eine erhebliche Rolle. In den 80er Jahren war Tschudi mit Kommanditen an der Firma Dürst & Cie. in Kalkutta und Bombay beteiligt, sodass der indische Subkontinent zu einem wichtigen Absatzmarkt wurde. Andere Schwerpunkte waren Singapur, die Sundainseln, Bangkok und Manila.

Wie stand es mit der Rentabilität des Geschäfts? In der Darstellung von Peter Tschudi häufen sich in diesen Jahren die Hinweise auf schlechte Ergebnisse und Verluste, doch sind solche Klagen nicht unbedingt zum Nennwert zu nehmen, denn es war üblich, die Gewinnrechnung mit kalkulatorischen Zinsen zu belasten, sodass in mageren Jahren fast zwangsläufig ein Verlust ausgewiesen wurde. Die guten Zeiten waren vorbei, doch die Nachfrage war noch immer so lebhaft, dass man nicht an Liquidation denken durfte. Selbst der Erste Weltkrieg wurde als vorübergehende Störung betrachtet, und man erwartete, dass der Handel nach Friedensschluss «bald wieder ins alte Geleise komme». Anfang 1928 wurde auch in Schwanden die Liquidation beschlossen. Das Ätzdruckgeschäft wurde von F. Blumer & Cie. weitergeführt, welche die roten Druckböden von Uznach bezogen. Für die Fabrik lag ein Angebot der Kraftwerke Sernf-Niedernbach vor, welche bereit waren, für die

---

[135] Ebd., S. 49.
[136] Ebd., S. 50.

Grundstücke, Gebäude und Wasserkräfte einen Preis von 430000 Fr. zu bezahlen. Man versteht, dass eine solche Offerte nicht abgelehnt wurde. So trat denn

«am 5. September 1929 der bekannte Zürcher 'Abbruch-Honegger' auf den Plan und riss in wenigen Wochen sämtliche Fabrikgebäude hinterhalb der Wohnhäuser, im Winkel des Sernf und Niedernbachs, ab, wobei die grossen Lufthängen noch provisorisch stehen gelassen wurden»[137].

Auch sie stehen heute schon längst nicht mehr.

5. Die St. Galler Betriebe

Zum Abschluss sind noch einige Unternehmungen zu behandeln, die ihren Standort im Kanton St. Gallen hatten. Da die klassische St. Galler Industrie, die Stickerei, nie einen sehr grossen Bedarf an roten Tüchern hatte, fehlte das Substrat für eine lokale Türkischrot-Stückfärberei. Es ist schon viel, dass man 5 Betriebe namhaft machen kann, die zeitweise ganze Tücher türkischrot gefärbt haben. Von ihnen wies ein einziger, Uznach, grössere Kontinuität und Lebensdauer auf.

5.1 Die Rotfarb von Johannes Hürlimann in Rapperswil

Die Hürlimannsche Rotfarb geht zurück auf das Jahr 1818, als Statthalter Johannes Hürlimann von Richterswil (1767–1854) in Rapperswil die Innere Bleiche erwarb und dort «eine kleine Garnfärberei in Türkischrot» einrichtete[138]. Die Gründung stand in engem Zusammenhang mit der Näfschen Spinnerei, welche sich etwas weiter oben am Stadtbach befand und von Hürlimanns ältestem Sohn, Johannes Hürlimann-Brändlin (1794–1861), geleitet wurde. Die Produktion wurde 1825 auch auf die Stückfärberei ausgedehnt. Statthalter Hürlimann hatte festgestellt, dass in Italien eine grosse Nachfrage nach «Buntgeweben mit schwarzem Aufdruck» bestand (gemeint sind die einfachen rot-schwarzen Merinodrucke); er liess deshalb Glarner Drucker nach Richterswil kommen und eröffnete eine Zeugdruckerei[139]. Von da war es nur noch

---

[137] Ebd., S. 111.
[138] H. Wartmann, Industrie und Handel des Kantons St. Gallen, St. Gallen 1875, S. 581.
[139] Kaufmännische Gesellschaft Zürich, Jahresbericht 1882, S. 124.

ein Schritt bis zur Aufnahme der Tücherfärberei in Rapperswil. Tatsächlich stellt man in der Rotfarb Rapperswil in den Jahren 1823–1832 eine «beachtliche Bautätigkeit» fest: der Tröckneturm wurde durch Einbau einer Heizung in eine Warmhänge umgewandelt, und dazu wurden ein neues Farbhaus und weitere Lufthängen erbaut. Ferner wurde die Wasserführung des Stadtbachs anlässlich der Erweiterung der Spinnerei Brändlin in Jona wesentlich verbessert[140]. Auch so blieb die Anlage sehr bescheiden. Nach Wartmann soll die Produktion nicht mehr als 8–10000 Stück im Jahr betragen haben, sie erreichte knapp das Minimum, das für einen rationellen Betrieb erforderlich war. In den Dreissigerjahren soll der Betrieb zeitweise eingestellt gewesen sein. «Es blieb überhaupt dieser Absenker auf St. Gallischem Boden», stellt Wartmann fest, «von der Firma in Richterswil ziemlich vernachlässigt»[141], und ein Überblick über die industriellen Betriebe des Seebezirks von 1845 bemerkt hinsichtlich der Hürlimannschen Rotfarb trocken: «Seit 2 Jahren fast ausser Tätigkeit, beschäftigt nur bisweilen noch wenige Arbeiter»[142]. Wenn man bedenkt, dass der rote Merinoartikel damals der grosse Verkaufsschlager war und zweifellos auch in Richterswil eine wichtige Rolle spielte, so gibt es für diese Karenz nur eine Erklärung: Hürlimann muss Probleme mit der Reüssite gehabt haben. Auch hatte sich in unmittelbarer Nähe, nämlich auf der andern Seite des Stadtbachs, 1846 eine Konkurrenzfirma etabliert, die Rotfärberei von Michael Séquin, dem Bruder von Jean Séquin in Uznach, dessen Qualität der Hürlimannschen vermutlich weit überlegen war.

Hürlimann war Besitzer eines Industriekonzerns, der von der Spinnerei über die Weberei und die Rotfärberei bis in den Druck und den Export reichte. Durch die Stilllegung der Rotfärberei wurde die Produktionskette an einem zentralen Punkte unterbrochen, doch scheint das Konzept der vertikalen Organisation auch sonst noch Schwachstellen aufgewiesen zu haben, denn in seinen letzten Lebensjahren nahm Johannes Hürlimann eine grundlegende Schwenkung vor, indem er sich hauptsächlich auf das Spinnereigeschäft verlegte und die nachgelagerten Produktionsstufen aufgab. Die 200 automatischen Webstühle, die er 1846 in Rapperswil aufgestellt hatte, wurden 1853/54 an Oberholzer &

---

[140] R. Kupper, a.a. O., S. 152, 165.
[141] H. Wartmann, a.a. O., S. 581.
[142] R. Kupper, a.a. O., S. 152.

Spörri in Wald verkauft und gleichzeitig die Leistung der Spinnerei von 12000 auf 24000 Spindeln erhöht.[143]. Die grosse Zeugdruckerei im Horn bei Richterswil ging «nach langen Unterhandlungen» 1853 an J. Ziegler & Cie. über.[144]. Der Preis von 300000 Fr. war hoch, aber die Rotfärberei in Rapperswil verlor ihren potentiellen Hauptabnehmer. Es überrascht, dass das Rotfärbereigeschäft nicht ebenfalls abgestossen, sondern reaktiviert wurde. Der Tätigkeitsbereich der Firma Johannes Hürlimann wurde neu mit «Rotfärberei, Export und Spekulationsgeschäfte» umschrieben, und 1860 ging das Geschäft, unter der Firma Heinrich von Johannes Hürlimann, an Heinrich Hürlimann-Zürcher (1806–1875) sowie seinen Sohn Heinrich Hürlimann-Hohl (1837–1911) und seinen Schwiegersohn Friedrich Bertheau-Hürlimann (1829–1913) über.[145]. Nachdem die Rotfärberei während Jahrzehnten vernachlässigt worden war, begann die zweite und dritte Generation sich plötzlich für diese Sparte zu interessieren. 1857 wurde

«mit grossem Kostenaufwand in Zeit von wenigen Jahren der technische Betrieb den neusten Anforderungen gemäss umgestaltet, die Arbeiterzahl bis auf 85 Köpfe erhöht und die jährliche Produktion bis auf 30000 Stück gesteigert»[146].

Eine abermalige Erweiterung des Betriebs erfolgte in den 1860er Jahren, wobei die Kapazität bis auf 120000 Stück erhöht wurde, ohne dass dieselbe aber je ausgenützt worden wäre. Vermutlich war die Expansion veranlasst durch die Eröffnung des Veredelungsverkehrs mit Frankreich, aus welcher nicht zuletzt die Türkischrotfärberei Nutzen zog, indem von 1864 an «ganz enorme Massen schweizerischer Gewebe nach dem Elsass exportiert», dort bedruckt und anschliessend nach dritten Ländern ausgeführt wurden[147]. Rapperswil scheint sich erfolgreich in diese

---

[143] P. Dudzik, a.a. O., S. 226, 243, 502.

[144] Kaufmännische Gesellschaft Zürich, Jahresbericht 1882, S. 123. Grundprotokoll B XI Horgen-Wädenswil 152, S. 160: 9. 2. 1853 (StAZ). Leider macht das Grundprotokoll keine Angaben über die Einrichtung der Druckerei, die Zahl der Drucktische und Druckmaschinen usw., die in einem besonderen Inventar erfasst wurden.

[145] Die Ragionenscheine der Firma Johannes Hürlimann befinden sich im Dossier O 38 d 8, fol. 69 (StAZ).

[146] H. Wartmann, a.a. O., S. 581.

[147] Emil Richard, Kaufmännische Gesellschaft Zürich und Zürcher Handelskammer, Zürich 1924, I, S. 523. Es handelt sich um einen Bericht, den F. Bertheau-Hürlimann 1880 der Kaufmännischen Gesellschaft Zürich erstattete, der aber erst 1924 gedruckt wurde.

Sonderkonjunktur eingeschaltet zu haben, aber von Dauer war dieselbe nicht, und als die alte Türkischrot-Krappfärberei durch die Alizarinsynthese ruiniert wurde, dürfte der Betrieb endgültig eingestellt worden sein. Die Firma Heinrich von J. Hürlimann war weiterhin als Gewebe-Exporthaus tätig, das aber nicht mehr selber fabrizierte.

5.2 Jean Séquin und seine Nachfolger in Uznach

1828 ergriffen drei junge Uznacher, Joseph Anton Rüegg, Benedikt Schubiger und Balthasar Joseph Hofstetter die Initiative zur Gründung einer Rotfarb in der Nähe der Dattikoner Mühle. Finanziert wurde die Fabrik durch ein Darlehen des Klosters Einsiedeln von 15 000 fl. Noch im gleichen Jahr wurden Gebäude im Versicherungswert von 12 850 fl. errichtet: ein Farbhaus, ein Tröcknehaus, eine Aufhänge. Färbermeister war ein Franzose namens Richard, der sich aber nicht bewährte. Die Gründer hatten das Glück, einen tüchtigen Nachfolger zu finden, den aus Rixheim stammenden Jean Séquin (1798–1859), der vorher in Solothurn und dann in Schwanden gearbeitet hatte. Man hat angenommen, dass sein Arbeitgeber in Schwanden J. C. Tschudi war, aber im Zeitpunkt, wo Séquin nach Uznach ging, Ende 1829, war Schwanden noch nicht im Betrieb. Viel wahrscheinlicher ist, dass er von Jenny & Blumer für ihre Rotfärberei auf dem Mühleareal engagiert wurde und dass er beim Abbruch dieses Vorhabens sich nach einem andern Arbeitsplatz umsehen musste. Nach allgemeinem Urteil war Séquin «ein talentvoller Mann» und eine energische Persönlichkeit, daneben scheint sein Temperament ihm den Umgang mit den Uznachern nicht gerade erleichtert zu haben. Sein Gesuch um Einbürgerung wurde wiederholt abgelehnt, sodass er schliesslich Bürger von Lichtensteig wurde[148].

Uznach war anfangs eine reine Garnfärberei, doch unter der Leitung Séquins wurde auch die Stückfärberei sowie der Ätzdruck aufgenommen. Seine Ankunft in Uznach war das Signal zu erneuter lebhafter Bautätigkeit, es wurde ein Tröckneturm, eine Lufthänge, ein Waschhaus und 1832 das grosse Druckereigebäude errichtet. Zur Finanzierung zögerte Séquin nicht, die Fabrik mit einem Schuldbrief von 40 000 fl. zu

---

[148] Wir verweisen auf die Darstellung von Paul Oberholzer, Die Rotfarb Uznach, hundert Jahre im Besitze der Familie Hofmann, Uznach 1975.

belasten, wovon 15 000 fl. vom Kloster Einsiedeln und 25 000 fl. von verschiedenen Basler Geldgebern bereitgestellt wurden. Im Juli 1833 liess Séquin seinen jüngeren Bruder Michael (1805–1866) nachkommen, der ebenfalls als Teilhaber in die Unternehmung aufgenommen wurde. Schon im Februar 1835 waren die beiden Brüder in der Lage, die an der Firma noch beteiligten Uznacher auszukaufen. Im Städtchen ging das Gerücht um, es «steckten wohl Glarner dahinter», und da Séquin gute Beziehungen zur Glarner Industrie unterhielt, kommt Paul Oberholzer zum Schluss, dass die Vermutung «nicht aus der Luft gegriffen war»[149]. Aber Séquin war ein zu gewiegter Unternehmer, um die Kontrolle aussenstehenden Geldgebern zu überlassen. Jenny & Blumer in Schwanden dürften ihren Bedarf an roten Druckböden hauptsächlich in Uznach gedeckt haben und scheinen Séquin auch mit Darlehen ausgeholfen zu haben, aber er wusste seine geschäftliche Selbständigkeit zu wahren.

Das Wenige, das man von der Séquinschen Rotfarb weiss, hat Hermann Wartmann 1875 mitgeteilt. Die Färberei soll anfänglich eine Leistung von 15 000 Stück aufgewiesen und 40 Arbeiter beschäftigt haben. 1832 wurde die Kapazität durch «mechanische Einrichtungen für die Wäscherei», also wohl die Installation von Waschrädern, auf 20 000 Stück und dann schrittweise auf 36 000 Stück und 50 Arbeiter erhöht.

«Im Jahre 1865 endlich erfolgte eine ganz neue Einrichtung der Séquinschen Rotfarb in Uznach nach den neuesten technischen Verbesserungen in der Dampffärberei mit bedeutenden Neubauten. Mit diesen neuesten Einrichtungen ist es den HH. Séquin & Comp. möglich, bis 80 000 Stück Tücher im Jahr zu färben»[150].

Auch wenn diese Kapazität nie voll ausgenützt wurde, dürfte die Produktion in den Sechzigerjahren bedeutend gewesen sein. Oberholzer nennt für die Jahre 1860–1870 eine Arbeiterzahl von 70, was einem Ausstoss von 60–70 000 Stück im Jahr entsprechen würde.

Séquin hatte 1832 den Ätzdruck aufgenommen und zu diesem Zweck ein besonderes Gebäude errichtet, das noch heute den stattlichsten Teil der ganzen Anlage ausmacht und immer noch – «wenigstens bei der älteren Generation» – als Druckerei bezeichnet wird, obwohl es schon längst anderen Zwecken dient[151]. Mit seinen 2 Stockwerken und 13

---

[149] Paul Oberholzer, a.a. O., S. 12. Peter Tschudi, a.a. O., S. 14.
[150] Wartmann, a.a. O., S. 583.
[151] Oberholzer, a.a. O., S. 20.

Fensterachsen bot das Gebäude Platz für etwa 50 Drucktische[152]. Die Produktion kann nicht mehr als 15 000 Stück im Jahr betragen haben – alles in allem ein Betrieb mittlerer Grössenordnung wie Wollishofen oder Schwanden. Bemerkenswert ist, dass Séquin zeitweise einen eigenen Zeichner beschäftigte, also nach eigenen Entwürfen druckte und wohl auch auf eigene Rechnung exportierte. Man erkennt hier den gleichen Optimismus, der auch andere Unternehmer zu Beginn der Vierzigerjahre beseelte. Indessen ging die Baumwollindustrie 1843 durch eine schwere Krise, worauf Séquin sich veranlasst sah, das Druckgeschäft wieder aufzugeben und sich ganz auf die Rotfärberei zu konzentrieren[153].

Jean Séquin starb 1859 im Alter von 61 Jahren. Die Unternehmung wurde von seinen Söhnen weitergeführt, von denen der älteste, Jacques Séquin-Grass (1821–1886), der massgebende Kopf war. Der Ausbau der Produktionsanlagen auf eine Kapazität von 80 000 Stück war sein Werk. Anderseits stand «Oberst Séquin», wie er genannt wurde, dem Rotfärbereigeschäft weniger nahe als sein Vater[154]. Der Gedanke, in seinen alten Tagen noch auf Alizarin umstellen zu müssen, kann für ihn nichts Verlockendes gehabt haben. Er selbst hatte keine Söhne und von der übrigen Familie kam niemand für die Leitung in Frage. So ging die Unternehmung Anfang Juli 1875 an die Firma Hofmann & Öhninger über. Jakob Öhninger(1826–1880) hatte die Rotfärberei als junger Mann in Aadorf kennengelernt, war dann von Michael Séquin 1853 als Färbermeister nach Rapperswil geholt worden und war schliesslich 1866, nach dem Tode seines Chefs, nach Uznach hinübergewechselt. Da er keinerlei kaufmännische Erfahrung besass, hätte er die Fabrik keinesfalls allein übernehmen können, aber er erinnerte sich an seinen alten Kameraden, Gottfried Hofmann (1831–1906), der inzwischen in Aadorf Karriere gemacht hatte, und es gelang Öhninger, denselben für den Kauf von Uznach zu gewinnen. Der Umstand, dass Hofmann, obwohl 5 Jahre jünger, in der Firma an erster Stelle genannt wurde, zeigt, dass er der Spiri-

---

[152] Wenn Wartmann (a.a. O., S. 576) von 100 Tischen spricht, muss dies auf einem Irrtum beruhen.

[153] Wartmann bemerkt, der Druckbetrieb sei 1845 «trotz günstigen Geschäftsganges» eingestellt worden (a.a. O., S. 577). Verständlich wird der Verzicht aber nur, wenn man annimmt, dass auch Séquin, wie viele andere, in den Vorjahren Verluste auf ausländischen Konsignationslagern erlitten hatte.

[154] P. Oberholzer, a.a. O., S. 25.

tus rector war. Die Transaktion wurde dadurch erleichtert, dass vom Kaufpreis von 200000 Fr. nur ein Betrag von 20000 Fr. in bar erlegt werden musste, während der Rest in Schuldbriefen auf der Fabrik stehen blieb[155].

Die Jahre 1876–1879 waren in der Türkischrot-Industrie Verlustjahre, und es ist anzunehmen, dass dies auch in Uznach der Fall war. Trotzdem entschloss sich Hofmann, als Öhninger 1880 starb, die Fabrik auf alleinige Rechnung weiterzuführen. Einiges Kopfzerbrechen scheint ihm die Umstellung auf Alizarin bereitet zu haben. Da er selber keine chemischen Kenntnisse besass, zog er einen Fachmann bei, den am Technikum in Winterthur tätigen Prof. Arnold Rossel, mit dessen Hilfe es gelang, ein Verfahren auszuarbeiten, das in der Folge von Hofmanns ältestem Sohn Gottfried noch verbessert wurde.

Hinsichtlich der Entwicklung von Umsatz und Ertrag in der Jahren bis zum Ersten Weltkrieg ist man auf Vermutungen angewiesen. Beim Übergang der Fabrik in Hofmanns Alleinbesitz 1880 erreichte die hypothekarische Belastung einen Betrag von über 160000 Fr., aber es gelang Hofmann, diese Schulden bis 1904 «fast ganz» zu tilgen und den Bilanzwert der Gebäude und Einrichtungen «nach gesunden Grundsätzen» abzuschreiben[156]. Als er sein Geschäft am 1. Juli 1904 den beiden Söhnen Gottfried und Ernst Hofmann übergab, stand dasselbe finanziell konsolidiert da. Die Jahre 1895–1904 können in ertragsmässiger Hinsicht keine schlechten gewesen sein. Drei Faktoren trugen zu diesem Ergebnis bei:

- Die einzige selbständige Ätzdruckerei, welche die Depression der 1880er Jahre überlebt hatte, Friedrich Oertly in Näfels, deckte ihren Bedarf an roten Druckböden hauptsächlich in Uznach. Auch wenn der Umsatz nicht sehr gross und wenig rentabel war – Ernst Hofmann bemerkt in seinen Erinnerungen, der Artikel sei «sehr schlecht bezahlt» worden und man habe diesem Geschäft, als Näfels nach dem Ersten Weltkrieg stillgelegt wurde, «keine Tränen nachgeweint»[157] –, half er doch mit, der Produktion mehr Ausdehnung zu geben und den Betrieb in den mageren Achtzigerjahren durchzuhalten.

---

[155] Ebd., S. 25 f.
[156] Ebd., S. 27, 29.
[157] Ernst Hofmann, Erinnerungen, Uznach 1943, S. 17.

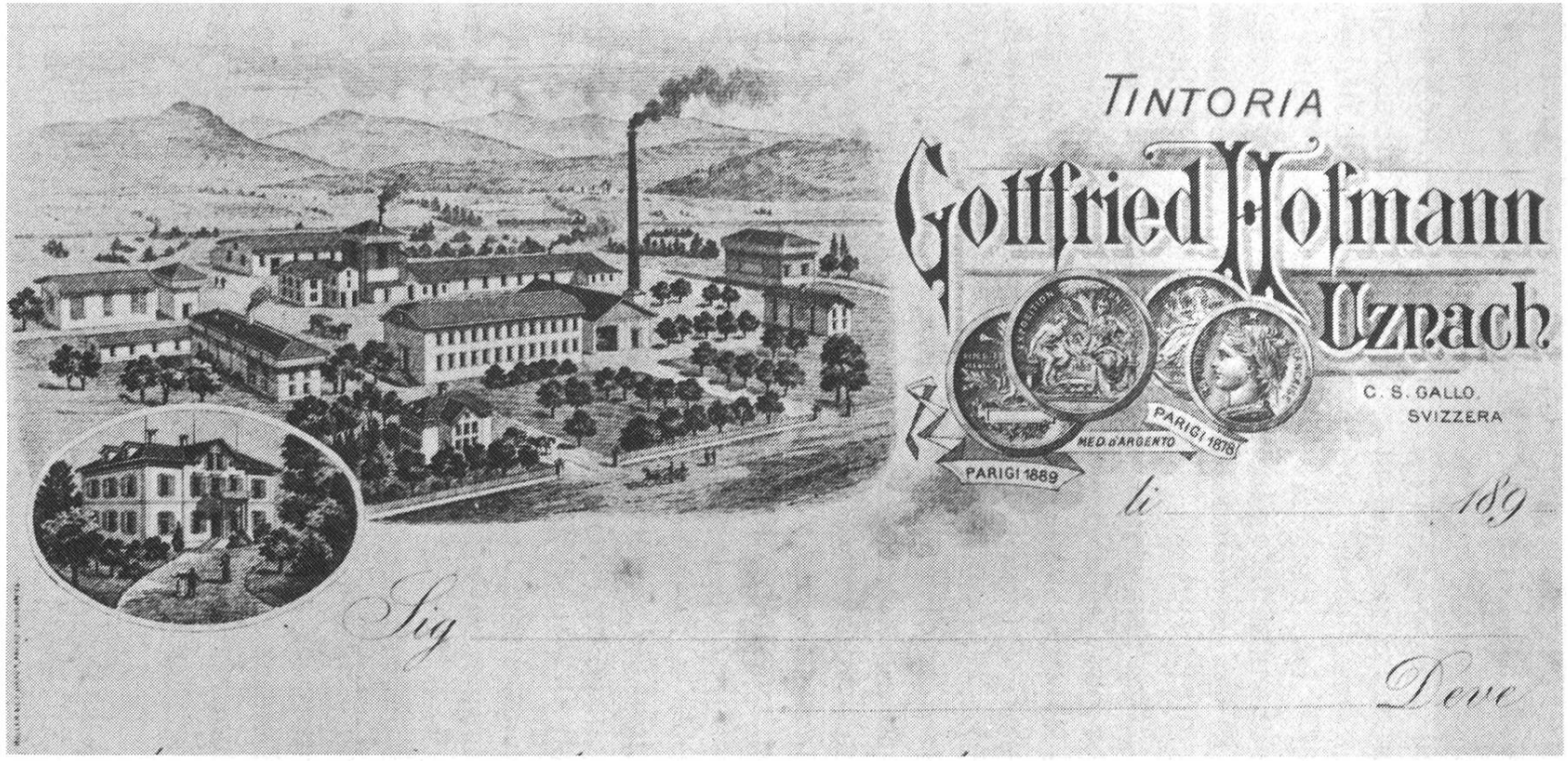

Abbildung 7:

Rotfärberei von Gottfried Hofmann in Uznach: Ansicht von ca. 1890 (P. Oberholzer, Die Rotfarb Uznach, Uznach 1975). Im wesentlichen geht die Anlage auf den Gründer Jean Séquin zurück. Im Mittelpunkt der 1898 abgebrannte Tröckneturm, rechts anschliessend das Farbhaus, links freistehend die Lufthänge (hier vom Zeichner mit Kamin wiedergegeben!). Der langgestreckte Bau mit den 13 Fensterachsen ist das Druckgebäude von 1832, seit 1845 als Bürohaus genutzt.

- Daneben war Uznach gezwungen, mehr und mehr auf eigene Rechnung zu arbeiten, d. h. eigene Tücher zu kaufen, diese auf eigene Kosten zu färben und auf eigenes Risiko zu exportieren. Ob Uznach damals auch Konsignationssendungen gemacht hat, weiss man nicht so genau, indessen erwähnt Ernst Hofmann in seinen Erinnerungen, das Exportgeschäft habe sich in den 1890er Jahren «sehr ungünstig für uns» gestaltet[158]. Anderseits hatte Hofmann das Glück, teils in der Schweiz,teils im Ausland zuverlässige Abnehmer zu finden, die bereit waren, grosse Posten auf feste Bestellung zu kaufen. In erster Linie ist der aus Elgg stammende J. H. Trachsler (1850–1919) zu nennen, der das Zürcher Exporthaus J. R. Guyer leitete, sich später mit seinem Chef, dem «Eisenbahnkönig» Adolf Guyer-Zeller, überwarf, seine eigene Firma gründete und diese nach Bern verlegte (er wolle Bundesrat werden, soll er einmal scherzweise bemerkt haben)[159]. Trachsler, der mit einer Tochter des Winterthurer Gewebe-Exporteurs Carl Biedermann-Guyer (einer Nichte von Guyer-Zeller) verheiratet war, besass eine eigene Verkaufsniederlassung in Singapur und arbeitete daneben als Einkaufskommissionär für weitere Schweizer Überseehäuser, insbesondere Biedermann & Cie. in Saigon und Bridler & Cie. in Lourenço Marquez. – Als Hanhart 1904 die Produktion in Dietikon einstellte, trat er, wie erwähnt, seine Kundschaft an Uznach ab, und Hofmann kam auf diese Weise zu einigen wertvollen Exportadressen, von denen die wichtigste die Londoner Firma Adamson, Gilfillan & Co. war, welche vor allem den britisch-indischen Markt beliefert haben dürfte.
- Hofmann hatte seinen ältesten Sohn, Gottfried (1865–1927), am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich Chemie studieren lassen, und als derselbe nach Uznach zurückkehrte, bestand seine erste Aufgabe darin, «nach dem bestimmten Wunsche des Vaters»[160] die Couleurfärberei einzuführen. Uznach war ein relativ kleiner Betrieb, das Prestigedenken spielte hier eine geringe Rolle und man war nicht durch Erinnerungen an die grossen alten Zeiten der Türkischrotfärberei gehemmt. Hofmann zögerte nicht, neben dem Türkischrot auch andere Rot, vor allem das sog. Pararot, sowie andere Farben in sein Produktionsprogramm aufzu-

---

[158] Ebd., S. 18.
[159] Ebd., S. 29.
[160] Paul Oberholzer, a.a. O., S. 40.

nehmen und seine Unternehmung rechtzeitig auf eine breitere Grundlage zu stellen. Uznach war infolgedessen die einzige ehemalige Tücher-Rotfärberei, welche den Übergang in die neue Zeit erfolgreich bewerkstelligte.

5.3 Michael Séquin in Rapperswil

Michael Séquin (1805–1866) war der jüngere Bruder von Jean Séquin, mit dem er 1835 auf gemeinsame Rechnung die Rotfarb Uznach übernommen hatte. 1838 verheiratete er sich mit einer Tochter des Männedorfer Spinnereibesitzers Joseph Solivo-Wild – er war also ein Schwager von Jean Hanhart-Solivo, dem späteren Chef der Rotfarb Dietikon. 1846 trennte er sich von seinem Bruder (die Gründe sind nicht bekannt) und ging nach Rapperswil, wo er die mechanische Werkstätte des Dampfschiff-Pioniers J. J. Lämmlin erwarb und dort eine «in ziemlich grossem Massstabe» eingerichtete[161] eigene Rotfarb erstellte.

Leider weiss man von dieser Unternehmung nur sehr wenig. Wartmann, sonst ein so kenntnisreicher Führer durch die St. Gallische Industriegeschichte, lässt uns hier im Stich: über die Rotfärberei von Séquin-Solivo in Rapperswil «vermögen wir keine näheren Daten zu geben, da dieses Etablissement mit dem Ableben seines Besitzers im Jahre 1868 eingegangen ist»[162]. Auch das Wenige, was Eugen Halter von diesem Betrieb mitteilt, füllt die Lücke nicht aus[163]. Die Fabrik stand in nächster Nähe der Hürlimannschen Rotfarb von 1818, nur dass die letztere sich auf der Südseite des Stadtbachs, die Séquinsche Rotfarb nördlich davon befand. Man fragt sich, wie die beiden Betriebe bei so direkter Nachbarschaft miteinander ausgekommen sind. Vermutlich war der Hürlimannsche Betrieb 1846 schon weitgehend stillgelegt, sodass es keine Konkurrenzprobleme gab, ja es ist nicht ausgeschlossen, dass Séquin sogar für die Hürlimannsche Druckerei in Richterswil gearbeitet hat. Das einzige, was von ihm bekannt ist, ist der Umstand, dass er 1853 seinen Färbermeister von Aadorf holte. Heinrich Sulzer hat die Episode in seiner Korrespondenz wie folgt geschildert:

---

[161] H. Wartmann, a.a. O., S. 584.
[162] Ebd., S. 584. Séquin-Solivo starb 1866.
[163] Eugen Halter, Rapperswil im 19. Jahrhundert, Rapperswil 1980, S. 160.

«Séquin in Rapperschweil hat mir den Ohninger weggesprengt und soll ihn bereits zu seinem Farbmeister und Faktotum mit einem Gehalt von Fr. 1400 gemacht haben. Obgleich ich es dem Ohninger nicht verargen kann, dass er einen solchen Platz angenommen hat, so habe ich keinen Begriff davon, wie man einem blossen Arbeiter einen solchen Lohn gleich von Anfang an geben kann. Es wäre noch immer Zeit gewesen, damit zu steigen»[164].

Jakob Öhninger (1826–1880), um den es hier geht, arbeitete in Aadorf als gewöhnlicher Färber und verdiente damals 30 Kreuzer im Tag oder etwa 320 Fr. im Jahr. Der Sprung auf 1400 Fr. war gewaltig, entsprach aber durchaus der Lohndifferenz zwischen einem Arbeiter und einem leitenden Angestellten. Das Erstaunliche ist, dass Öhninger sich in seiner neuen Funktion anscheinend bewährte, sonst wäre er 1866 bei der Einstellung des Betriebs in Rapperswil nicht nach Uznach geholt worden, wo er, wie wir gesehen haben, 1875 sogar noch Mitbesitzer wurde.

Michael Séquin starb unerwartet – er wurde Anfang September 1866 tot aus dem Zürichsee geborgen, und sein Hinschied blieb unaufgeklärt. War er, wie andere, ein Opfer der Geschäftskrise von 1866? Dies ist deshalb wenig wahrscheinlich, weil die Rotfärberei den Rückschlag von 1866 nur wenig zu spüren bekam[165]. Nach Séquins Tod wurde die Fabrik Ende Dezember 1866 an die Firma Hch. von Joh. Hürlimann in Richterswil verkauft, welche die Liegenschaft 1876 an Franz Dormann weiterveräusserte[166]. Wie wir bereits gezeigt haben, benützte Hürlimann den Moment dazu, um seine eigene Rotfärberei zu reaktivieren und baulich zu erneuern.

5.4 J. J. Kelly in Mettendorf

Vier Jahre nach Rapperswil und 6 Jahre vor Uznach war 1822 in Mettendorf bei Gossau ein weiterer Türkischrotbetrieb entstanden, der anfänglich sehr erfolgreich arbeitete, aber nach 1840 zunehmend ins Hintertreffen geriet. Eine aus den 1830er Jahren stammende Fabrikansicht, die von Norbert Hälg publiziert worden ist, gibt einen Begriff davon,

---

[164] Heinrich Sulzer an seinen Sohn Heinrich, 7. 6. 1853 (K. Sulzer, a.a. O., S. 161).

[165] K. Sulzer, a.a. O., S. 97.

[166] Der Stadtbach, Bericht und Auszüge über die Wasserrechtsverhältnisse der Werke am Stadtbach, Rapperswil 1889, S. 112.

wie die Anlage ursprünglich ausgesehen hat[167]. Auf der Geländeterrasse über dem Chellenbach erheben sich zwei elegante Hängetürme mit vorspringenden Dachgeschossen, von denen die roten und weissen Tücher bis auf den Boden herabhängen und die durch einen etwas niedrigeren Zwischenbau, anscheinend eine Warmhänge, verbunden sind. Auf der Talseite steht das dreistöckige Druckereigebäude, das Platz für mindestens 50 Drucktische geboten haben muss. Das Farbhaus, das sich wohl am Bach unten befand, ist hier nicht sichtbar, dagegen steht auf der Anhöhe westlich der Fabrik in dominierender Lage das schon 1822 errichtete Wohnhaus – mit seinem charakteristischen Dreieckgiebel und dem zierlichen Dachreiter das Musterbeispiel einer Fabrikantenvilla der Biedermeierzeit.

Die ganze Anlage ist nicht in einem Zug entstanden. Eine «Druckerstube» (Nr. 369) ist erst 1835 feststellbar, und die beiden Lufthängen (Nr. 910 und 942) dürften erst von 1833 und 1837 datieren. Aber die «Tröckne» von 1822 (Nr. 857) ist derart hoch bewertet – 4000 fl. –, dass sie von Anfang an als Warmhänge für die Tücherfärberei eingerichtet gewesen sein muss[168]. Die Anlage macht einen überaus geschlossenen Eindruck: sie dürfte schon bei der Gründung als kombinierte Färberei und Druckerei konzipiert gewesen sein.

Schade, dass man von der Persönlichkeit des Gründers so wenig weiss. J. J. Kelly (1793–1868)[169] hat die Rotfärberei wahrscheinlich in Frankreich kennengelernt (er verbrachte seine Fremdezeit in Nancy), kam aber vom Gewebehandel her und war für das Färberische wohl zeitlebens auf seine Untergebenen angewiesen – der Betrieb in Mettendorf soll von einem Elberfelder Färbermeister namens Kotziepen geleitet worden sein. Dass Kelly ein sehr initiativer Kaufmann war, geht aus zahlreichen Einzelheiten hervor. 1835 übernahm er pachtweise die Zeugdruckerei von Heinrich Henking in Blumenegg, wobei man nicht weiss, ob er dort nur gedruckt oder auch gefärbt hat. In den 30er Jahren gliederte er dem Betrieb in Mettendorf noch eine mechanische Weberei an, und im Herbst 1843 unternahm er eine Geschäftsreise nach Britisch-Indien, bei welcher er in Bombay mit dem Winterthurer Bernhard Rieter zusammentraf, der den indischen Markt für Gebrüder Greuter & Rieter er-

[167] Norbert Hälg, Die Türkischrot-Druckerei im Mettendorf (Oberberger Blätter 1988/89, S. 3–21).

[168] Brandversicherungsakten Gossau, 1810 (Staatsarchiv St. Gallen).

[169] Norbert Hälg, a.a. O.

Abbildung 8:

Rotfärberei und Zeugdruckerei J. J. Kelly in Mettendorf: Ansicht von ca. 1840. Links auf dem Hügel die noch heute bewohnte Fabrikantenvilla, rechts auf der Geländeterrasse über dem Chellenbach die Druckerei, weiter oben die beiden durch eine Warmhänge (oder ein Farbhaus?) verbundenen Tröcknetürme. 1841 durch einen Brandfall zerstört, wurden die Tröcknetürme nicht wieder aufgebaut, und der Betrieb erwachte erst 1863 unter der Firma Cedraschi, Funk & Schindler als reine Zeugdruckerei zu neuem Leben.

kundete. Kelly gehört deshalb zu der kleinen Gruppe von Schweizer Kaufleuten, welche als Pioniere des Indienhandels in die Wirtschaftsgeschichte eingegangen sind[170]. Vielleicht hat er auch eine künstlerische Ader besessen: seine Tochter Elisabeth war eine hervorragende Landschaftsmalerin, welche Zeichenstift und Pinsel mit Meisterschaft geführt hat[171]. Daneben war Kelly politisch tätig, und im Militär brachte er es bis zum Oberstleutnant. Im Sonderbundskrieg befehligte er die St. Galler Truppen, welche Gaster und March besetzten[177]. Alles in allem: eine Persönlichkeit von Format.

Das Bild hat aber auch seine Kehrseite. Am 15. März 1841 wurde Mettendorf von einem Fabrikbrand heimgesucht, bei welchem die Warmhänge und die beiden Trockentürme zerstört wurden. Kelly musste wohl einen guten Teil des Schadens selber tragen. Über die Resultate der Indienreise von 1843 ist nichts bekannt. Ging es vielleicht darum, Warenlager und Guthaben zu retten, die notleidend geworden waren? Schon im Lauf der 40er Jahre scheint Kelly seine Tätigkeit erheblich eingeschränkt zu haben. Es fällt auf, dass er 1847 Zeit hatte, mit seinen Truppen am oberen Zürichsee zu manövrieren, während andere in der Kreditklemme dieses Krisenjahres alles aufbieten mussten, um ihre Liquidität zu verteidigen. Nach Wartmann kam Mettendorf bald nach 1840 «in allmähligen Abgang und zuletzt für manche Jahre in gänzlichen Stillstand». Kelly zog sich schliesslich nach St. Gallen zurück, wo er als alter, verbitterter Mann 1868 starb. In der Familie durfte das Wort «Mettendorf» nicht ausgesprochen werden, was dazu beigetragen hat, dass wir über die Jahre des Niedergangs so schlecht informiert sind.

Zu neuem Leben erwachte Mettendorf erst, als drei junge Angestellte des Glarner Exporthauses Luchsinger, Elmer & Oertly, die sich verselbständigen wollten, Ercole Cedraschi, August Funk und Conrad Schindler, 1863 das Kommando übernahmen[173]. CFS, wie die neue Firma ab-

[170] H. Wartmann, a.a. O., S. 577, 632. H. C. Peyer, Aus den Anfängen des schweizerischen Indienhandels (ZTB 1961), S. 111.

[171] Schweizerisches Künstler-Lexikon, Supplementband, S. 258. Elisabeth Kellys Schwester Henriette war als Aquarellistin tätig.

[172] (F. Lehmann), Caspar Honegger, ein Lebensbild, Zürich 1915, S. 176 ff.

[173] J. Winteler, Aus der Geschichte der Familie Schindler von Mollis, II, Zürich 1936, S. 105, 194. Conrad Schindler (1838–1905) war ein Enkel von Ratsherr Conrad Schindler-Zwicky, Initiant des Linthwerks und Erbauer des «Haltli» in Mollis. Nach seinem Austritt aus der Firma in Mettendorf beteiligte er sich an der Ausbeutung der Schieferbrüche in Engi und übernahm später die Schieferwerke Pfäfers.

gekürzt genannt wurde, konzentrierten sich auf den Druck des türkischroten Artikels, liessen die Rotfärberei beiseite und bezogen die roten Tücher in Aadorf, Uznach und Rapperswil. Die Zahl der damals vorhandenen Drucktische und Perrotinen ist nicht bekannt, aber wenn man berücksichtigt, dass in den Jahren nach 1864 Aadorf allein jeweils 20000 Stück im Jahr lieferte, so kommt man zum Schluss, dass Mettendorf eine der grössten Türkischrot-Ätzdruckereien überhaupt war.

Der Zusammenbruch des Markts für Merinodrucke von 1876 schuf eine neue Ausgangslage. Schindler zog sich aus dem Geschäft zurück und Cedraschi erlag 1877, erst 44jährig, einer Blutvergiftung. Mit bewundernswerter Hartnäckigkeit hielt Funk den Betrieb aufrecht, indem er in jenen Jahren auch den Druck von Papiertapeten aufnahm. Anderseits mussten die Lieferanten der roten Druckböden zunehmend in Vorschuss treten. Schliesslich blieb Funk nichts anderes übrig, als mit Aadorf ein Abkommen zu treffen, wonach die gesamte Druckeinrichtung, die Mödel, die Kundenkartei und nicht zuletzt das noch verbliebene Personal nach Aadorf disloziert wurden. Funk selber übernahm die Leitung des neuen Betriebs. Er war ein hervorragender Druckereifachmann, und unter seiner sicheren Führung nahm das Druckgeschäft in Aadorf einen positiven Verlauf. Nicht zuletzt trug es dazu bei, den Umsatz der Rotfärberei auf einem kostendeckenden Niveau zu halten[174].

5.5 Heinrich Henking in Blumenegg

Die Textilwerke Blumenegg bei Rorschach sind heute vor allem als führender Druckbetrieb bekannt. Weshalb figurieren sie wohl, so mag der Leser sich fragen, in einer Arbeit, die ausschliesslich der Türkischrotbranche gewidmet ist? Die Antwort ist einfach: Blumenegg ist 1829 als Türkischrotfärberei errichtet worden. Der Gründer hiess Heinrich Henking (1797–1888)[175]. Aus Heidelberg stammend, war er als 14Jähriger nach St. Gallen gekommen und hatte dort eine kaufmännische Lehre absolviert, interessierte sich aber in erster Linie für die Landwirtschaft und kaufte 1825 den Hof Blumenegg, den er durch Zukäufe

[174] K. Sulzer, a.a. O., S. 217 ff.

[175] Für das Folgende vgl. Hermann Mayer-Sand, Aus dem Leben von Heinrich Henking (Rorschacher Neujahrsblatt 1951, S. 30 ff.) und Joseph Reck, Die ältesten Industriebetriebe von Goldach (Rorschacher Neujahrsblatt 1975, S. 43 ff.).

auf ein Gut von 200 Juchart Umfang erweiterte. Zunächst befasste er sich dort mit Seidenraupenzucht, dann stiess er bei der Suche nach einer lukrativeren Tätigkeit auf das Türkenrot, in dessen Geheimnisse er von einem Elberfelder Freund namens Platzhoff eingeweiht wurde. So errichtete er an der Goldach eine kleine Garnfärberei, welche die Toggenburger Buntweber und die St. Galler Stickereifabrikanten mit roten Garnen belieferte. Schon früh scheint er auch mit Stückfärberei experimentiert zu haben, mit dem Erfolg, dass die Fabrik 1831 «bis auf das Steingemäuer» abbrannte. Henking liess sich aber nicht so leicht entmutigen und baute die Färberei wieder auf, diesmal auch für die Behandlung von ganzen Stücken, und fügte gleich noch eine Zeugdruckerei hinzu.

«Ein unternehmungslustiger, nie ermüdender Mann», stellt Hermann Mayer-Sand fest, der seinem Urgrossvater im Rorschacher Neujahrsblatt 1951 einen kurzen Aufsatz gewidmet hat[176]. Freilich paarte sich die Unternehmungslust bei Henking mit einer gewissen Sprunghaftigkeit, aber auch mit einem beneidenswerten Optimismus, der ihm immer wieder über Rückschläge und Enttäuschungen hinweghalf. In seinen Lebenserinnerungen ist von der Türkischrotfärberei und ihren Problemen kaum die Rede. Das Hauptinteresse gilt dem Druckereibetrieb «mit Farbküche, Chlorküpe, Trockenturm, Flatschrädern, Bleicheplätzen usw.», wobei man sich vergeblich fragt, weshalb hier der Tröckneturm der Zeugdruckerei ausdrücklich aufgeführt ist, während die für die Rotfärberei unentbehrliche Warm- und Lufthänge mit keinem Wort erwähnt wird. Hat der rote Artikel vielleicht im Produktionsprogramm von Blumenegg gar keine grosse Rolle gespielt? Begreiflich, dass Henking vor allem die Bedeutung des Druckereibetriebs als Arbeitgeber hervorhebt: «Die Fabrik war bald eine Musterschule für Arbeiter, und die Erweiterung hatte erfreuliche Folgen»[177].

Umso überraschender ist dann die Tatsache, dass Henking das Interesse an seiner Fabrik plötzlich verlor. «Er schritt bald zur Liquidierung der Handels- und Fabrikgeschäfte und wollte fortan nur der Landwirtschaft und den bürgerlichen Ämtern, die ihm anvertraut worden waren, leben», stellt sein Biograph fest[178]. Die Vermutung liegt nahe, dass Henking, wie mancher andere auch, in den Dreissigerjahren mit finanziellen

---

[176] H. Mayer-Sand, a.a. O., S. 30.
[177] H. Mayer-Sand, a.a. O., S. 31.
[178] H. Mayer-Sand, a.a. O., S. 31.

Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Der Rückzug aus dem Geschäft wurde ihm dadurch erleichtert, dass J. J. Kelly in Mettendorf sich 1835 bereit erklärte, den Betrieb in Blumenegg weiterzuführen, und zwar pachtweise als Zweigbetrieb. Auf diese Weise konnte Kelly seine Produktionskapazität ohne den Einsatz eigener Mittel vergrössern, während Henking die geschäftlichen Sorgen los war und sich wieder seiner Landwirtschaft zuwenden konnte.

Wie lange Kelly den Zweigbetrieb in Blumenegg beibehielt, hat anscheinend noch niemand untersucht. Man weiss nur, dass 1840 in Blumenegg erneut ein Brandfall zu verzeichnen war. Vielleicht war dies für Kelly das Signal, um sich aus seiner vorgeschobenen Position zurückzuziehen. Henking musste eine neue Lösung finden, und so verkaufte er die Fabrik 1841 an den Glarner Caspar Hoessli. Damit verschwindet Heinrich Henking unseren Blicken, und seine weitere Laufbahn ist nur in vagen Umrissen bekannt. Nach dem Verkauf von Blumenegg ging er nach Wien und soll dort als Ministerialsekretär unter dem ideenreichen und energischen Handelsminister Karl Ludwig von Bruck, ebenfalls einem gebürtigen Rheinländer, gearbeitet haben. Schon in Blumenegg hatte Henking sich eingehend mit Strassen- und Bahnproblemen befasst. Es ist denkbar, dass die handelspolitische Tätigkeit seinen Fähigkeiten besser entsprach als das riskante Textilgeschäft, indessen hat er mit der Gründung von Blumenegg der industriellen Entwicklung einen Anstoss gegeben, der noch heute nachwirkt.

Mit dem Erscheinen von Caspar Hoessli in Blumenegg tritt die Unternehmung in eine neue Phase. Während Henking es bei aller Betriebsamkeit auf keinen grünen Zweig gebracht hatte und für Kelly die Tätigkeit in Blumenegg nur eine Episode bildete, fing der Betrieb unter der neuen Leitung endlich an zu prosperieren. Die Erklärung braucht man nicht weit zu suchen. Als Glarner kannte Hoessli die Tücken der Rotfärberei zur Genüge und er tat deshalb genau das, was die Glarner Ätzdrucker allgemein taten: er stellte die Produktion auf die leichter und rascher zu fabrizierenden Artikel um. Ob er die Türkischrot-Garnfärberei einige Zeit weiterführte, wie die Überlieferung berichtet, und ob er 1843 wirklich eine «neue Rotfärberei» errichtete[179], ist nicht so wichtig. Hauptsache, dass er den roten Ätzdruckartikel aufgab und die Blu-

[179] A. Traber, Textil-Werke Blumenegg AG. 1829–1946, Goldach 1946, S. 14.

menegg als Jasmadruckerei betrieb[180]. Da die bedruckten Kopftücher oder Jasmas auch «Türkenkappen» genannt wurden, werden sie in der Literatur manchmal mit dem türkischroten Merino-Artikel verwechselt. Dies gilt auch für die Autoren, die sich mit Blumenegg beschäftigt haben, sodass die grundlegende Schwenkung, die Hoessli in der Ausrichtung seiner Produktion vornahm, bei ihnen nicht klar genug zum Ausdruck kommt[181]. Anderseits war die Jasmaproduktion in Blumenegg auch nur eine Übergangsphase: Hoesslis Sohn und Nachfolger, Samuel Hoessli, wandte sich vor allem den hochwertigen Druckartikeln für den europäischen Markt zu und wurde darin «geradezu tonangebend»[182].

Die weiteren Schicksale der Blumenegg brauchen uns hier nicht zu beschäftigen. Der Betrieb figuriert in unserer Darstellung stellvertretend für jene zahlreichen Firmen, welche die Rotfärberei aufnahmen, weil die Gründer sich davon Erfolg erhofften, ohne mit den Tücken des Metiers genügend vertraut zu sein. Blumenegg hat nur deshalb überlebt, weil es rechtzeitig von der Türkischrotindustrie abgekoppelt und vom Eigenexport auf das Façongeschäft umfunktioniert wurde, das der Textilveredelungsindustrie auch im 20. Jahrhundert lohnende Möglichkeiten bot.

---

[180] A. Jenny-Trümpy, Art. Baumwollindustrie, in Reichesbergs Handwörterbuch, S. 50.

[181] A. Traber, a.a. O., S. 15, hat offensichtlich Türkischrot und Türkenkappen miteinander verwechselt. J. Reck, a.a. O., S. 45, drückt sich vorsichtiger aus, ohne die Dinge aber klarzustellen.

[182] A. Jenny-Trümpy, a.a. O., S. 50.

Anhang

Die nachfolgende Zusammenstellung zeigt, dass die behandelten Betriebe bei aller Verschiedenheit auch eine Reihe von Gemeinsamkeiten aufwiesen.

(1) Auffallend ist in erster Linie die Konzentration der Branche auf die Nordostschweiz (Kolonne 1), wo von 1820 an ein aufnahmefähiger Markt für rote Tücher existierte. Die Indienne-Industrie der übrigen Landesteile nahm den roten Artikel erst sehr spät oder überhaupt nicht in ihr Fabrikationsprogramm auf.

(2) Mit Händen zu greifen ist der nahe Zusammenhang mit der Zeugdruckerei: von den 18 aufgeführten Betrieben verfügten 12 über eigene Druckkapazität (Kolonne 6). Hauptvorteil der kombinierten Unternehmungen: ein geschickter Drucker konnte auch fehlerhafte Ware noch verwenden, welche sonst nur mit starkem Einschlag verkäuflich gewesen wäre. Gleichzeitig war es für die Zeugdruckereien von grösster Wichtigkeit, eine feste Bezugsquelle für die roten Druckböden zu besitzen.

(3) Anderseits kam es relativ selten vor, dass eine Zeugdruckerei die Rotfärberei mit Erfolg aufnahm. In der Regel sind die Türkischrot-Stückfärbereien aus Garnfärbereien hervorgegangen. Man sieht dies daraus, dass die Stückfärberei jeweils einige Jahre nach der Gründung aufgenommen wurde (Kolonne 3 und 4). Tüchtige Drucker waren relativ leicht zu finden, während erfahrene Rotfärber ein Mangelartikel waren. Es war deshalb einfacher, einer Rotfarb eine Druckerei anzugliedern als umgekehrt.

(4) Die Gründer (Kolonne 2) waren überwiegend Industrielle und Kaufleute. Fachleute der Rotfärberei waren in der Minderzahl, übernahmen aber z. T. bereits bestehende Betriebe und führten sie zum Erfolg.

(5) Um die Bedeutung der einzelnen Betriebe zu veranschaulichen, haben wir die Versicherungswerte aus den Jahren 1830–1840 beigefügt (Kolonne 5), wobei Wohnhäuser und Druckgebäude ausgeklammert wurden. Mit einiger Vereinfachung kann man 2 Kategorien unterscheiden: Betriebe im Wert von rund 15000 fl. und solche von rund 30000 fl. Die Walche, Neftenbach und Frauenfeld waren schon in den 1830er Jahren Hochleistungsbetriebe mit einer Produktionskapazität, welche über 20000 Stück im Jahr wesentlich hinausging. Auch so waren die investierten Mittel, verglichen mit kapitalintensiven Branchen – Spinnerei und Weberei –, gering.

(6) Stilllegungsdaten (Kolonne 7): Eine Reihe von Betrieben sind schon vor 1850 stillgelegt worden oder haben die Jahrhundertmitte nur knapp überlebt. Sie dürften Standortprobleme gehabt haben, die sich mit zunehmender Mechanisierung noch verstärkten. Einige Betriebe sind auch in der Depression der 1870er Jahre verschwunden. Das grosse Firmensterben datiert aber vom Ende des Ersten Weltkriegs.

1 Standort	2 Gründer	3 Jahr	4 Stück- färberei ab	5 Versicherungswert (fl.)	6 Eigene Druckerei in	7 still- gelegt
Drahtschmidli	Heinrich und Rudolf Zeller	1784	1825	21 000 (1832)	–	ca. 1841
Stampfenbach	Rudolf Zeller	1810	1820	13 800 (1832)	–	ca. 1841
Walche	Christoph Zeller	1801	1832	27 500 (1832)	–	1855
Wollishofen	Strickler & Leemann	1822	1827	3900 (1834)	Wollishofen	1875
Dietikon	Caspar Markwalder	1836	1836	8300 (1849)	Zürich (bis 1849)	1904
Töss	Ulrich Geilinger	1809	1826	14 500 (1832)	Winterthur	1844
Neftenbach	Jakob Ziegler	1817	1819	34 500 (1837)	Richterswil (ab 1853)	1927
Winterthur (Schleife)	Hch. & Jac. Sulzer zum Adler	1817	1817	14 300 (1830)	Winterthur (hinter den Gärten)	1833
Aadorf	Heinrich Sulzer	1833	1833	17 000 (1841)	–	1921
Frauenfeld	Ludwig und Conrad Greuter	1824	1824	33 300 (1840)	Islikon	1880
Mettlen	Egidius Trümpy	1838	1838		Glarus	ca. 1850
Netstal	J. J. Leuzinger	1823	1823	8990 (1831)	Netstal	ca. 1850
Schwanden	J. J. Tschudi	1830	1830	22 000 (1839)	Schwanden	1928
Rapperswil	Joh. Hürlimann	1818	1825		Richterswil (bis 1853)	ca. 1876
Uznach	J. A. Rüegg, B. Schubiger und B. J. Hofstetter	1828	1830	12 850 (1828)	–	
Rapperswil	Michael Séquin	1846	1846		–	1866
Mettendorf	J. J. Kelly	1822	1822	21 100 (1837)	Mettendorf	ca. 1840
Blumenegg	Hch. Henking	1829	1831		Blumenegg	1841